

Zu diesem Band:

Der Tarangire-Nationalpark ist nach Lage, Größe und Vielfalt von Landschaft, Pflanzen und Tierwelt unbedingt wert, mehr als bisher in den Tourismus in Nord-Tanzania eingebunden zu werden. In diesem Bändchen werden Landschafts- und Vegetationsformen kurz aber trotzdem ausführlich beschrieben. Der Tierwelt und insbesondere dem ökologischen Gleichgewicht in diesem großen natürlichen Freiraum wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Man erfährt nicht nur viel Wissenswertes über die Lebensgewohnheiten der wichtigsten Tiere, es kommen auch die Probleme der Bewahrung dieses Nationalparks und seiner Lebewesen ausführlich zur Sprache. Die Problematik der Wanderungen in Abhängigkeit von der Klimasituation wird anschaulich geschildert.

Dieses Bändchen beweist einmal mehr, daß die Reihe „Nationalparke der Erde“ weit mehr ist, als eine Sammlung von touristischen Nationalparkführern. Denn jedes Bändchen stellt ein Mosaiksteinchen dar zu einem umfassenden Bild über die gewaltigen Anstrengungen der Naturbewahrung in Afrika. Die Beweggründe und Methoden der Naturbewahrung werden deutlich dargelegt. Damit eignet sich diese Serie in hervorragendem Maße dazu, Kenntnisse über Naturschutz in Afrika in allerweitestem Sinne auch jenen zu vermitteln, die aus äußeren Gründen Afrika nicht aufsuchen können oder möchten. Auch wer nur zu Hause mit Afrika in näherem Kontakt kommen kann, wird aus diesem Bändchen viele Einzelheiten lernen können.



Dr. Horst Hagen, geb. 1926, unternahm bisher über 30 Afrikareisen. Er verfaßte zahlreiche wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Artikel über afrikanische Tiere und Naturschutz, sowie ein größeres Sachbuch über Afrikas Tiere und Nationalparks („Karibuni Afrika“), erschienen 1976 im Landbuch-Verlag Hannover. Er ist Mitautor der Ländermonografie Kenia und Übersetzer eines Feldführers über die Vögel Ost-Afrikas sowie Mitglied zahlreicher in- und ausländischer Naturschutzorganisationen.

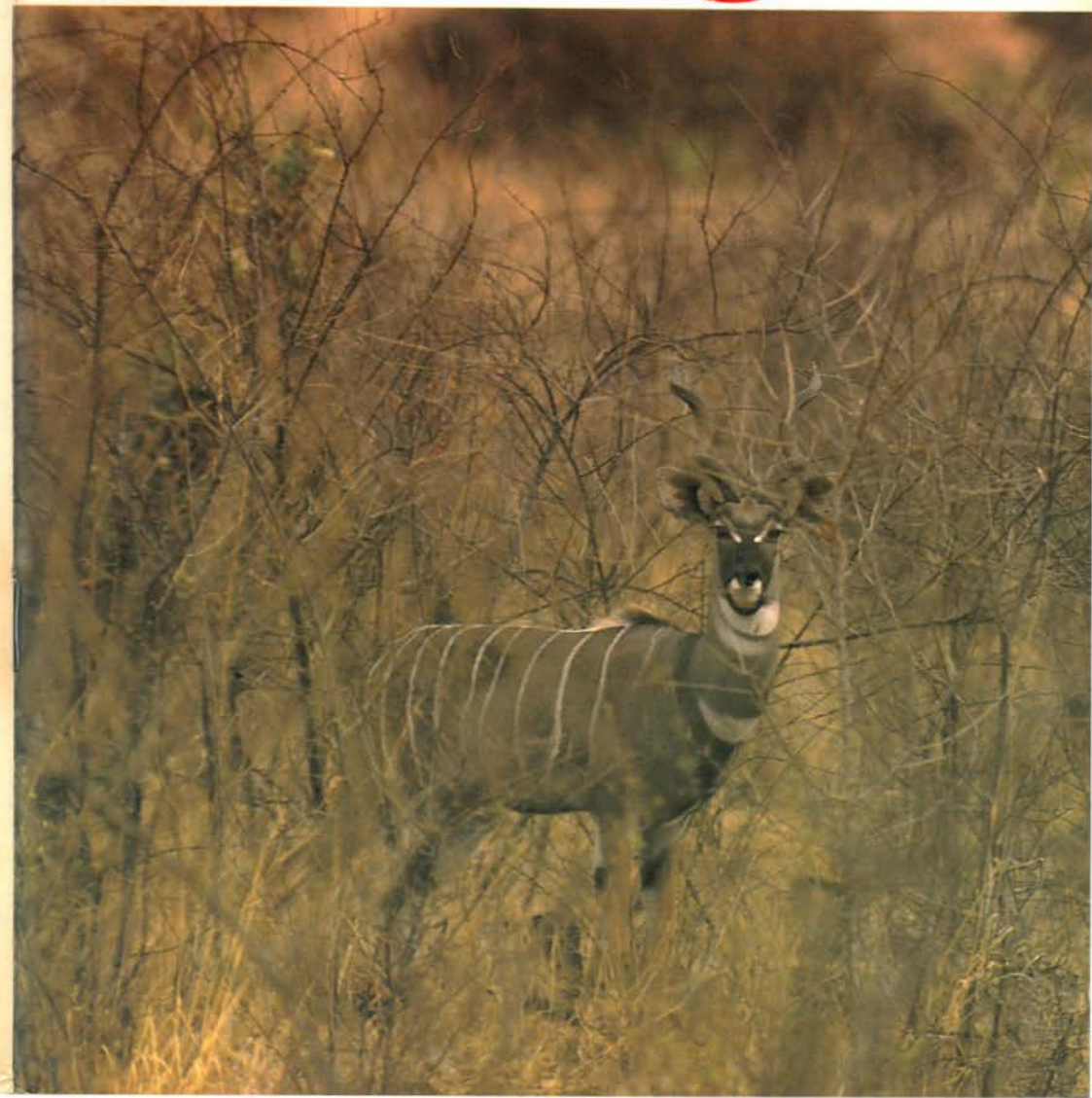
ISBN 3-921427-92-4
VVA-Nr.: 26200092

KILDA-VERLAG • Natur • Fotografie • Vogelkunde • D-4402 Greven



Nationalpark

Tarangire



27.10.1981

Reihe Nationalparke
Band 11

Horst Hagen

Nationalpark Tarangire

Kilda-Verlag

Titelbild:

Der Tarangire National Park ist berühmt für seine Kleinen Kudus



Die Nationalparks Tansanias erfreuen uns alle. Sie gehören der ganzen Welt. Wir sollten es daher nicht einem armen, unterentwickelten Lande überlassen, sie zu erhalten und zu beschützen. Falls Sie selbst mithelfen wollen, so überweisen Sie Spenden – die steuerabsetzbar sind – an die „Zoologische Gesellschaft von 1858“, und zwar an die Sammlung

Hilfe für die bedrohte Tierwelt

Nr. 47–601 Postscheckamt Frankfurt/M., BLZ 500 100 60,
oder

Konto-Nr. 60 002 Stadtparkasse Frankfurt/M., BLZ 500 501 02.

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
Geschichte	9
Lage und Grenzen	9
Klima	10
Landschaftsformen	11
Tierwelt	15
Probleme und Besonderheiten	54
Unterkünfte und Zufahrt	59
Eintrittspreise	60
Auswahl der Literatur	60

© KildaVerlag, D-4402 Greven 1

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany 1979.

Gesamtherstellung: Westfälische Vereinsdruckerei, Münster.

ISBN 3-921427-92-4

VVA-Nr.: 26200092



Auch auf der Höhe der Trockenzeit führt der Tarangire-Fluß noch Wasser.

Vorwort



Ich erinnere mich an die Zeit Anfang der sechziger Jahre, als ich im Massai-Bundesrat war und das Kuratorium der Tanzania-Nationalparks an mich herantrat mit der Bitte, mit meinen Massai-Stammesbrüdern und Ratsmitgliedern zu sprechen, damit auch sie sich den Empfehlungen der Regierung, den Tarangire-Nationalpark zu gründen, anschließen würden. Das war keine leichte Aufgabe. Die Massai-Bevölkerung und ihre Rinderherden wuchsen ständig und damit ebenso ihr Bedarf an Land. Immerhin hatten sie sich schon mit der Abtrennung so bekannter Wildschutzgebiete wie der Serengeti, dem Ngorongoro-Krater und Lake Manyara einverstanden erklärt – manchmal leichten Herzens, manchmal nur nach langen Debatten, Verhandlungen und Kompromissen. Jede Zustimmung zu einem solchen Beschluß war für die gleichzeitig mit dem Verlust ihres Zuhauses, von Weideflächen und Wasserstellen verbunden, die sie so dringend benötigten für sich selbst und ihre Rinder. Jedoch, die in- wie ausländischen Naturschützer hatten mich davon überzeugt, daß die Erhaltung der Natur eine lebenswichtige Angelegenheit ist. Und so gab ich mir alle Mühe, meinen Landsleuten ins Bewußtsein zu bringen, daß es im Interesse Tanzanias – und damit langfristig in ihrem eigenen – liege, ihren augenblicklichen und persönlichen Vorteil zu opfern zum Nutzen der Allgemeinheit.

Sogar zu dem recht schwachen Tsetsefliegen-Argument nahm ich Zuflucht. Das für den Tarangire-Park vorgesehene Gebiet war und ist befallen von den Tsetses, die die für Rinder tödliche Nagana-Seuche übertragen sowie die Schlafkrankheit, die die Gesundheit der Menschen bedroht. Die Tsetsefliegen können in begrenztem Umfang durch die Rodung des Busches oder durch das Versprühen von Insektiziden ausgerottet werden; das wußte ich, das wußten die Massai ebenso wie es der Leser wissen wird. Die Möglichkeit, sterile männliche Tsetses einzusetzen, damit die Weibchen unbefruchtete Eier legten, hatte man damals noch nicht in Erwägung gezogen.

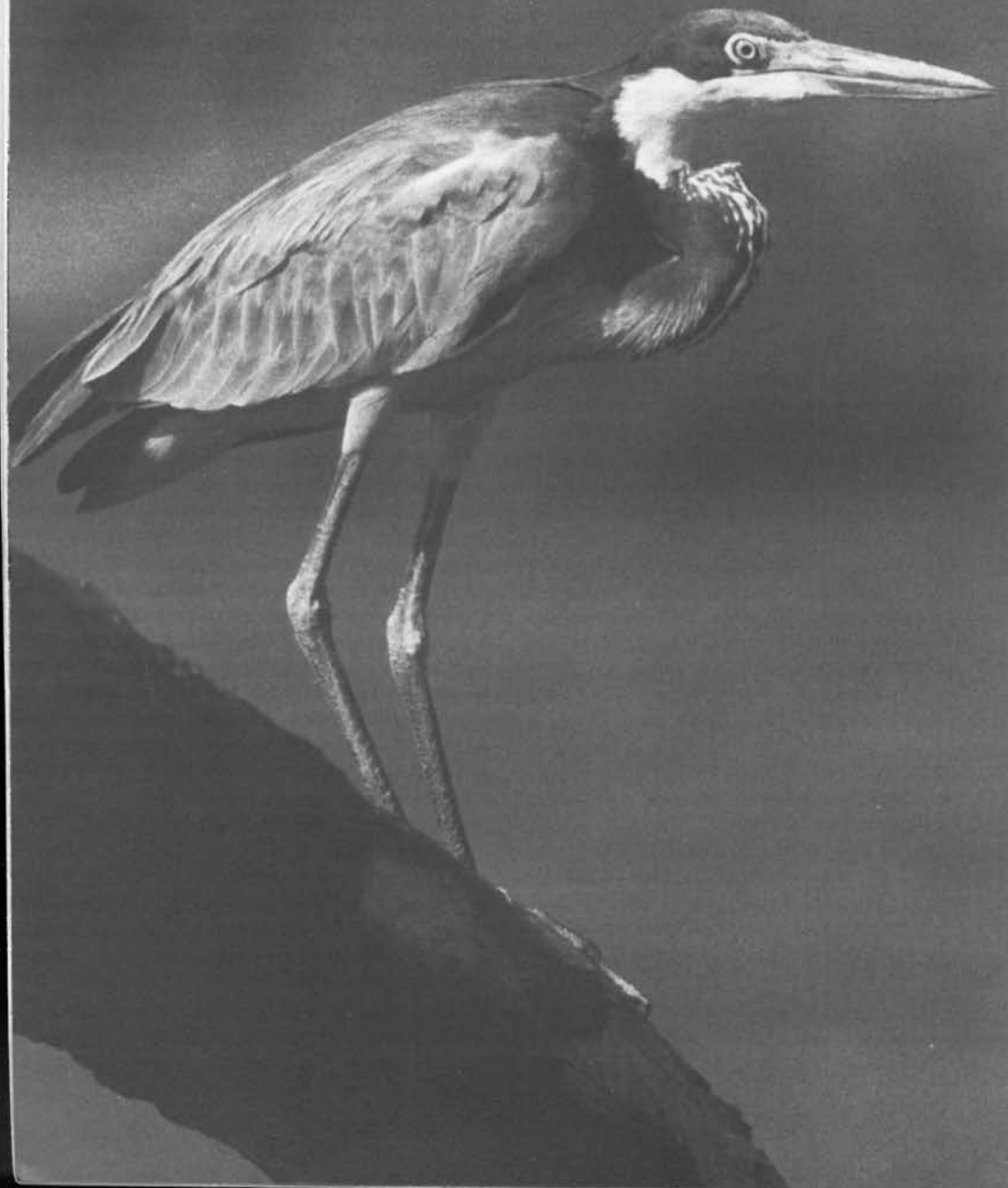
Nun, nach einer Reihe von Diskussionen, die aber wesentlich kürzer und weniger feindselig waren als die um die Serengeti und den Ngorongoro-Krater, stimmte der Bundesrat der Massai der Gründung des Tarangire-Nationalparks zu.

In neuerer Zeit geriet der Park wiederum in Bedrängnis, da die Massai und ihre tanzanischen Mitbürger Land brauchten zur landwirtschaftlichen Nutzung, und zwar im Monduli-Distrikt, der zufällig mein Wahlbezirk war. Und so mußte ich in den späten siebziger Jahren erneut Widerstand leisten gegen einen allerdings weit stärkeren Druck, als er damals anfangs der Sechziger bestand – nach einer Spanne von nur etwa fünfzehn Jahren. Die Bevölkerung und die Viehbestände hatten zugenommen, das Verlangen der Menschen nach einem besseren Lebensstandard war gestiegen und die nomadische Lebensweise hatte dauerhaften ländlichen Siedlungen, ja sogar Farmbetrieben weichen müssen. Dennoch, die Antwort war ein vernünftiger Kompromiß:

Die Parkgrenzen wurden gesichert und zusätzlich zwischen dem Nationalpark und dem vorgesehenen Farmgebiet 8 km breite Pufferzonen geschaffen, die den Status „controlled reserves“ erhielten. Darüber hinaus dürfen selbst innerhalb der viehwirtschaftlich genutzten Flächen Tiere nur dann verjagt oder getötet werden, wenn dies zum Schutze des Lebens oder Eigentums erforderlich ist. Und jede der dabei erworbenen Trophäen sowie jedes Fell muß, wie gesetzlich festgelegt, innerhalb einer angemessenen Zeit den Naturschutzbehörden abgeliefert werden.

Ohne Zweifel ist das weitere Fortbestehen des Tarangire-Nationalparks eng verkettet mit dem Überleben des angrenzenden Lake Manyara-Nationalparks, dem ein eigenes Buch gewidmet wurde in der Reihe dieser Nationalpark-Publikationen. Es genügt wohl zu sagen, daß sich Tanzania die Verpflichtung auferlegt hat, alle seine Naturschutzgebiete, einschließlich der Zwillings-Nationalparks Lake Manyara und Tarangire, zu erhalten – für die tanzanische Bevölkerung ebenso wie für die gesamte Menschheit, für jetzt und für unsere Nachkommen.

S. E. Edward M. Sokoine, M. P.
Premierminister von Tanzania



Einleitung

Obwohl der Tarangire Nationalpark zu den großen Nationalparks in Tansania zählt, gehört er zu den wenig bekannten und kaum besuchten Plätzen des Tourismus. Dabei zeichnet sich dieser Park durch eine besondere Fülle von Tierarten aus, und er bietet eine wechselvolle Landschaft mit einer vielfältig zusammengesetzten Vegetation. Zugleich vermittelt er tiefe Einblicke in ökologische Zusammenhänge. Dieser von Arusha, der geschäftigen großen Stadt im Norden Tansanias aus bequem erreichbare und durch gutes Wegenetz erschlossene Nationalpark stellt sich als ein besonders urwüchsiges Stück unverbildeten Afrikas dar. Um den weitläufigen Park kennenzulernen, bedarf es mehrerer Tage, an denen man immer mehr Einzelheiten entdecken wird.

Geschichte:

Die ursprünglich hier lebende Bevölkerung gehört zum Volk der Massai. Nennenswerte Siedlungen sind innerhalb der Grenzen des Nationalparks auch aus der Vergangenheit nicht bekannt. Zum Teil hängt die insbesondere südlich der Parkes auch heute noch recht dünne Besiedlung mit dem Vorkommen der Tsetse-Fliege zusammen, über die noch zu sprechen sein wird.

Wegen des Tierreichtums wurde das Gebiet 1957 zu einem Tierreservat erklärt als Teil des heute noch südlich des jetzigen Nationalparks gelegenen Mkungunero-Kontrollgebietes. Bis dahin war die Gegend als ergiebiges Jagdgebiet bekannt und in der Kolonialzeit von Jagdgesellschaften viel aufgesucht. Es hat aber auch den in der Nachbarschaft lebenden bantuiden Einwohnern Fleisch und Honig geliefert, weil beides hier leicht zu erlangen war. In den Jahren 1957 bis 1961 hat der Wissenschaftler Dr. Hugh F. Lamprey hier sehr wesentliche biologische Untersuchungen durchgeführt. Diese ließen besonders den Tierreichtum und vor allen Dingen auch die wichtige geografische Lage für die Ökologie der gesamten Großtiere des südlichen Massai-Landes erkennen. Maßgeblich durch diese Forschungen beeinflusst, hat dann das Parlament von Tansania im Juni 1970 dies Gebiet zum Nationalpark erklärt und den Weg freigegeben für einen notwendigen Ausbau von allen Einrichtungen, die weitere Forschungen, Überwachung und insbesondere den Tourismus förderten. An die Arbeiten von Lamprey erinnert noch heute ein inmitten des Parks gelegener Platz, der als Lampreys Camp bezeichnet wird. Jetzt ist dort ein Rangerposten errichtet. Aus der früheren Entwicklung des Nationalparks ist auch noch die sogenannte Engelhard-Brücke zu erwähnen. Diese im nördlichen Teil des Parks den Tarangirefluß überquerende Betonbrücke konnte errichtet werden durch die großzügige finanzielle Hilfe des US-Amerikaners Charles W. Engelhard aus New Jersey.

Lage und Grenzen:

Die Flächenausdehnung beträgt 2 600 Quadratkilometer. Die Nord-Süd-Achse durch den Park verläuft ungefähr auf 36° Ost. Die Ost-West-Achse auf dem vierten Grad Süd. Nach Osten reicht der Park bis 36° 15', nach Westen 35° 52'. Der nördliche Zipfel liegt auf 3° 42', der südlichste Punkt erreicht 4° und 30'. Das eigentliche große,

Oft weitab vom Wasser trifft man den Schwarzhalsreier, der gern von größeren Insekten lebt.

weit in das südliche Massailand hineinreichende Ökosystem überschreitet –, wie bei den meisten Nationalparks – die wie mit einem Lineal gezogenen Grenzen. Der Burungi-See liegt im Nordwesten des Parkes zwischen der von Arusha nach Dodoma führenden Hauptstraße und der Nationalparkgrenze. Vor der totalen Verbannung der Jagd in Gesamt-Tansania war der Park nach allen Seiten hin von Jagdgebieten umgeben, weil infolge recht ähnlicher Vegetation auch in diesem Bereich große Tier-vorkommen immer die Regel waren. Die Ostgrenze des Parks deckt sich ungefähr mit der Westgrenze der Massai-Steppe, die noch fast 200 km weiter nach Südosten reicht.

Im Durchschnitt liegt der Park etwa 1200 m über dem Meeresspiegel. In nord-südlicher Richtung, und zwar auf dem 36. Grad, verläuft ein sanfter Höhenzug, der etwa 1300 m Höhe erreicht. Auch im äußersten Südosten und in den unteren Zweidritteln der Ostgrenze sind Höhenzüge, die in ihren höchsten Erhebungen nahe der Parkgrenze fast 1400 m Höhe erreichen. Nach Nordwesten zu fällt das Gelände sanft ab zum Burungi-See, der in einer weiten Ebene liegt; an seinem Nordzipfel ist eine bergige Erhebung zu sehen.

Klima:

Gerade im Tarangire-Nationalpark ist der Wechsel zwischen Trockenzeit und Regenzeit überaus markant erkennbar. Mit der in den gemäßigten Zonen der Erde üblichen Einteilung in Sommer und Winter läßt sich in den Tropen – und schon gar nicht im Tarangire-Nationalpark – keine sinnvolle Einteilung des Jahres vornehmen. In diesem geografisch recht einheitlichen Gebiet bestimmt ganz eindeutig die Regenmenge die Periodik des Jahres. Wegen der weitgehend von den jeweiligen Regenfällen abhängigen großen Tierwanderungen hat Lamprey die Niederschlagsmengen über Jahre sorgfältig gemessen. Natürlich gibt es von Jahr zu Jahr Schwankungen, die zum Teil sogar recht erheblich sind und als Dürrezeit große ökologische Einflüsse ausüben. Die in der folgenden Tabelle eingezeichneten Werte stellen nur sehr grobe Mittelwerte dar, von denen man keineswegs bestimmte Voraussagen für einzelne Jahre oder gar Monate herleiten darf. Deutlich wird aber, daß die große Regenzeit mit den Hauptmonaten März und April dem Land die größten Niederschlagsmengen beschert. Ebenso zeigt die Tabelle, daß die große Trockenheit von Juni bis September oder Oktober sich durch minimale Regenfälle, hohe Temperaturen und viel Sonnenschein auszeichnet. Nach der kleinen Regenzeit im November und Dezember wird die kleine Trockenzeit fast völlig vermißt. Zumindest gibt es hier im Januar und im Februar immer noch eine gewisse ständige Regenmenge. Nicht selten wird eine schwache große Regenzeit durch verstärkte Regenmengen in der kleinen Regenzeit ausgeglichen. Der Tarangirefluß und einige Wasserlöcher führen gleichwohl auch in sehr trockenen Jahren das ganze Jahr über Wasser. Auch die Luftfeuchtigkeit ist innerhalb des Jahres starken Schwankungen unterworfen. Auf der Höhe der großen Trockenzeit kann sie auf vierzig Prozent und sogar auf nur dreißig Prozent relative Luftfeuchtigkeit absinken. Demgegenüber ist sie in den Monaten Dezember bis März/April ungefähr doppelt so hoch. Allgemein ist die Luftfeuchtigkeit morgens wesentlich höher, zum Teil fast doppelt so hoch wie im Laufe des frühen Nachmittags. Fast das ganze Jahr über weht täglich Wind aus meist östlichen Richtungen. Bei den Winden in diesem Gebiet handelt es sich meist um sogenannte

maritim-tropische Winde, die vom Ozean her wehen. Ob sie mehr aus nord-östlichen Richtungen kommen, wie das im Januar der Fall ist, oder mehr aus süd-östlichen, wie im Juli, hängt vom jeweiligen Sonnenstand ab und den daraus folgenden Zenital-Regen, die ja wiederum für die Regenzeiten verantwortlich sind.

*) Siehe Klimatabelle auf Seite 62

Landschaftformen:

Die Beschreibung der Vegetation und der Landschaftsformen des Tarangire-Nationalparks verdanken wir wiederum H. Lamprey. Der in den Bergen nördlich von Kondo – im Süden des Nationalparks entspringende Tarangirefluß, der diesem Park den Namen gab, durchzieht unser Gebiet vom äußersten Süden bis fast in den nördlichen Zipfel. Hier wendet er sich in einem weiten Bogen nach Westen, um in den Burungi-See hineinzufließen. Am nordöstlichen Abschnitt dieses Bogens liegt auf einer nach Süden steil abfallenden Anhöhe die Lodge. Von Osten und Westen her wird der Park von Bergen gesäumt, die nur wenige hundert Meter höher sind als die flache, ebene Mittelachse des Tarangire-Parks von Süden nach Norden. Mit zunehmendem Abstand vom Fluß nach Ost und West und steigender Erhebung ändert sich die Vegetation und damit der Landschaftstyp. Lamprey selbst hat fast ein Dutzend der unterschiedlichen Landschaftsformen charakterisiert. Die Zeichnung auf Seite 10, die in Anlehnung an die Untersuchungen von Lamprey vereinfacht wiedergegeben wird, zeigt die auf den ersten Blick verwirrende Vielfalt von Bewuchstypen. Im Prinzip ist es aber deutlich erkennbar, daß der Fluß selbst und einige Sumpfgebiete von einem mehr oder minder breiten Saum von Grasland eingefaßt werden. An dieses schließt dann wiederum beiderseits mit zunehmender Entfernung vom Wasser eine typische offene Akaziensavanne an. Diese wird dann mit noch weiterer Entfernung vom Fluß und zunehmender Höhe durch Busch- und Baumgebiete abgelöst, die zunächst überwiegend aus Akazien und Commiphora bestehen und in weiterer Entfernung vom Fluß auf den Hügeln aus Combretum-Büschen und -Bäumchen zusammengesetzt sind. Für das diesem Büchlein gesteckte Ziel einer einführenden Information genügt eine einfachere Einteilung. Man kann gut unterscheiden:

1. Das Grasland
2. Die offene Baumsavanne
3. Das dichte Busch- bzw. Waldland
4. Die wenig bewachsenen Hügel und Felskuppen

Das eigentliche Grasland begleitet den Fluß vor allen Dingen in der Ebene als schmales Band von Norden nach Süden. Stellenweise verbreitert sich dieser Streifen auf fünf Kilometer. Wenn der Fluß viel Wasser führt, tritt er über die Ufer und überflutet einen Teil dieser Grasflächen. Außerhalb der Grenzen des Nationalparks, jedoch zum gleichen Ökosystem gehörig und auch dem Besucher ohne weiteres zugänglich, findet man die ausgedehnten Grasflächen um den Burungi-See herum. Eine weitere Grasfläche ist zwischen Lampreys Camp und dem Haidedonga-Berg. Zeitweilig ist diese Grasfläche versumpft. Eine andere noch ausgedehntere Grassavanne befindet sich im Osten und Südosten des Parkes. Von Lamprey's Camp kommend stößt man bei einem Silale genannten Ort auf diese Fläche. In Kisuaheli heißt diese dort anzutreffende Landschaftsform mit zeitweilig überfluteten Gras-Sumpfgebieten

„Mbuga“. Hier an dieser Stelle findet man typische Schwarzerde, auf der das Gras üppig gedeiht. Nach dem Regen verwandelt sich diese Ebene in einen Sumpf mit ausgesprochen hohen Gräsern.

Offene Baumsavannen gibt es so gut wie überall in der Umgebung dieser Grasflächen. Hier herrschen zunächst Akazien vor, wobei Schirmakazien ebenso wie Flötenakazien die häufigsten sind. Die letzteren wachsen meist nur als Büsche. In diesen offenen Baumsavannen findet man eine ganze Zahl verschiedener, für Afrika überaus charakteristischer Bäume. Da sind die schon erwähnten Schirmakazien mit der nach oben ziemlich waagrecht abgesetzten Schirmkrone. Die andere häufige Akazienart ist auch schon erwähnt, die Flötenakazie. Im Nordosten gibt es von diesem Baum ausgedehnte Bestände. Ihren Namen verdankt diese Akazie einer eigenartigen Erscheinung. Sie ist mit zahllosen, durch Ameisen hervorgerufenen kirsch- bis golfballgroßen Gallen durchsetzt. Wenn diese ausgetrocknet, innen hohl und mit einigen Löchern in der Wand versehen sind, erzeugt der an ihnen vorbeistreifende Wind pfeifende Geräusche.

Weitere typische Bäume sind die allerdings nirgends sehr häufigen Fieberakazien, mächtige Bäume mit auffallend gelber Rinde. Eine sehr typische Erscheinung ist der Affenbrotbaum, der auch Baobab genannt wird. Das sind bizarre Bäume mit einem ungewöhnlich plumpen Stamm mit gewaltigem Durchmesser. Sie sehen tatsächlich so aus, wie ihnen von manchen Afrikanern nachgesagt wird, als habe sie der liebe Gott oder der Teufel ausgerissen und mit der Krone in die Erde eingepflanzt, so daß die Zweige eigentlich die Wurzeln wären. In unbelaubtem Zustand machen sie wirklich diesen Eindruck. Zwei typische Palmen kommen hier vor: Hohe schlanke Borassuspalmen, deren Stamm hoch über der Erde wie aufgetrieben erscheint. Eine andere unverwechselbare Palme ist die Dum-Palme. Sie ist unverkennbar, weil sie sich ganz symmetrisch jeweilig in zwei Äste teilt. So findet man nur Dumpalmen mit entweder zwei oder vier oder acht oder sechzehn Kronen. Auch der so bezeichnend benannte Leberwurstbaum kommt in vielen Gegenden des Tarangire-Nationalparks vor. An langen Stielen hängen über Wochen die grauen dickschaligen, tatsächlich wie etwas überdimensionale Leberwürste aussehenden Früchte pendelnd von den kräftigen Zweigen herab. Kandelaber-Euphorbien, keine eigentlichen Bäume, aber baumartig wachsende Wolfsmilchgewächse, haben ihren Standort in verschiedenen Abschnitten des Tarangire-Nationalparks. Große zusammenhängende Wälder oder zusammenhängende größere Gebiete mit dichtem Busch gibt es nirgends, jedoch ist in den verschiedensten Gegenden überall dichtes Buschland oder Wald in unsystematischer Verteilung anzutreffen. Unter den Buschpflanzen sind über weite Strecken Commiphora-Arten vorherrschend, oft mit verschiedenen Akazien gemischt, in anderen Gebieten wieder findet man Combretum- und Dalbergia-Arten miteinander vermischt. An vielen Stellen wächst auch der Salvadori-Busch. Commiphora-Büsche und -Bäume sind laubabwerfend. Die grüne Rinde scheint durch die dünne äußere Borke hindurch. Sie haben unauffällige Blüten und kleine Steinfrüchte. Die Combretumarten sind oft kletternde Holzpflanzen mit kleinen unscheinbaren und zusammengesetzten Blüten und gegenständigen Blättern. Ihre harten Früchte haben vier oder fünf Papierflügel, die ihnen das Aussehen kleiner chinesischer Laternen verleihen. Dalbergien sind kleine Bäumchen mit unpaarig gefiederten Blättern und kleinen weißlichen, orangefarbenen oder rosa Blüten, die dicht beieinanderstehen. Die Früchte enthalten meist zwei Samen in typischen Hülsen. Wer diese Combretum-, Commiphora- und Dalbergiaarten als überaus weit verbreitete Pflanzen in Ostafrika einmal richtig



Über weite Strecken hin ist die Landschaft in Tarangire parkartig.

angesehen hat, wird sie leicht und überall wiedererkennen. Als letzte typische Landschaftsform sollen Hügel und felsige Gebiete erwähnt werden. In den nordöstlichen Teilen des Tarangire-Parkes findet man an seinen beiden Seiten gelegentlich ziemlich schroffe Abhänge. Der Tarangire-Hügel ist eine sehr wichtige Landmarke, die von weit her im Park zu sehen ist. Dasselbe gilt vom Oldonyo Ngahare, durch den die Ostgrenze des Parkes verläuft. Im äußersten Westen an der Grenze liegen die Sangaiwe-Hügel. Südöstlich davon, ebenfalls unmittelbar im Grenzverlauf erhebt sich der Haidedonga-Hügel. Zwischen diesem und dem Tarangire-Hügel liegt eine größere Erhebung, der Kitibong-Hügel. Im Bereich dieser Höhenrücken und Hügel herrscht besonders starke Trockenheit, dementsprechend findet man stellenweise spärlichen Pflanzenbewuchs.

Einzelne Abschnitte des Tarangire-Nationalparks haben festgelegte Namen, die auf der Übersichtskarte eingezeichnet sind. In manchen dieser Gegenden überwiegt der eine oder andere Vegetationstyp. In Lemiyon, dem nördlichsten Teil, findet man große Flächen von Schwarzerde, die mit Gras bestanden sind, ferner gibt es Streifen mit offener Akaziensavanne und schließlich Bezirke mit einem Mischbewuchs aus Combretum und Dalbergia. In der Umgebung der Lodge und um die Engelhard-Brücke herum – die Gegend heißt Matete – herrschen Schirmakazien vor und streckenweise sind Baobabs (Affenbrotbäume) recht dicht gesät. Es gibt schließlich hier auch noch die Felsenhügel. In dem als Burungi Circuit bezeichneten Rundweg



Das offene Buschland bietet ideale Lebensbedingungen für die hier recht häufigen schwarzen Nashörner.

zum Burungi-See wächst auf der Ebene um den See herum Gras, in den angrenzenden Gebieten ist sowohl eine offene Akaziensavanne zu sehen, als auch wiederum Combretum- und Dalbergia-Bewuchs. Um den Kitibong-Hügel herum herrscht Akazienparkland untermischt mit Combretum-Dalbergia-Beständen vor, während im Gursi-Bezirk Akazien mit Commiphora gemischt den Landschaftscharakter bestimmen, wobei einige Commiphora-Büsche verfilzte Buschdickichte bilden. Der Lamarkau-Bezirk, auf den man bei Silale von Norden kommend stößt, stellt eine typische Mbuga dar, hier wächst auf Schwarzerde Langgras, nach der Regenzeit ist hier ein riesiger Sumpf ausgebildet. An den Rändern dieser Mbuga stehen lichte Akaziensavannen. Ähnlich sind auch Landschaftsformen und Vegetation in dem als Nauselororobi bezeichneten Abschnitte im Süden. Der unerschlossene Mkungunero-Bezirk zeigt alle im Park vorkommenden Vegetationsformen in vielfältigem Wechsel nebeneinander.

Tierwelt:

Der Gepflogenheit dieser Schriftenreihe folgend, sollen zunächst diejenigen Tierarten besprochen werden, die für das Gebiet besonders typisch sind.

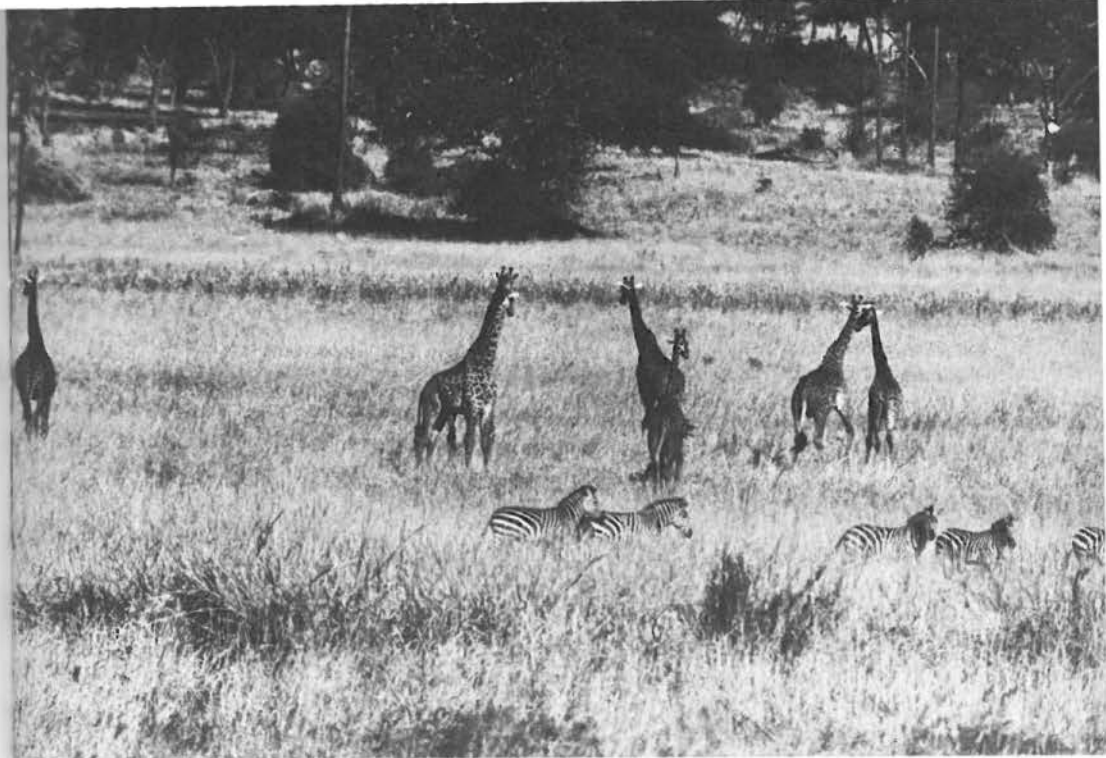
In einer Zeit (1979), in der das Schwarze Nashorn in vielen Teilen Afrikas immer stärker an den Rand der Ausrottung gebracht ist und in manchen Nationalparks und Reservaten bereits ganz erloschen ist, darf der Nashornbestand des Tarangire Nationalparks als besonders individuenreich gelten. Ohne Schwierigkeiten kann man an einem vollen Safaritag zwei Dutzend Schwarze Nashörner und mehr zu sehen bekommen. Meist leben diese großen urweltlich anmutenden Tiere einzeln oder in Mutter-Kind-Verbänden. Die Bezeichnungen „Schwarzes Nashorn“ und „Weißes Nashorn“ haben mit den Farben nichts zu tun. Die anderen, ebenfalls üblichen Namen, „Spitzmaulnashorn“ sowie „Breitmaulnashorn“ sind glücklicher gewählt. Die Bezeichnung „breit“ ist durch eine falsche Übersetzung des englischen Wortes „wide“ entstanden, was mit der Farbe nichts zu tun hat, dagegen auf die Breite der Lippen hindeutet. Nachdem diese Art nun aber als „Weißes Nashorn“ bezeichnet war, mußte die andere in Afrika vorkommende Nashornart als „Schwarzes Nashorn“ bezeichnet werden.

Die hier allein vorkommende Art, das Spitzmaulnashorn, ist ein Laubesser. Die geradezu fingerförmig ausgespitzte Oberlippe eignet sich dazu, Laub und Zweige zu ergreifen und abzustreifen. Die Tiere werden etwa 3 m bis 3,50 m lang, erreichen eine Widerristhöhe von 1,50 bis 2,20 m mit einem Gewicht von 700 bis 1500 kg. Das vordere, fast immer längere Horn, ist im Durchschnitt 60 bis 80 cm lang, bei ganz besonders starken Tieren 1,20 m. Das hintere Horn wird 30 bis 40 cm lang, in Einzelfällen sogar über 50 cm. Nashörner sind relativ sehr ortstreu, die sich jahrelang, eventuell sogar ein ganzes Leben lang im gleichen Bereich aufhalten. Innerhalb ihres Wohngebietes sind meist alle für ihre Bedürfnisse wichtigen Plätze vorhanden. Sie benötigen schattige Bezirke zum Schlafen und Dösen, Sand- oder Schlammplätze zum Sandbaden oder Suhlen, ausreichende Weidegebiete und nach Möglichkeit nicht allzuweit entfernte Tränken. Nicht selten überlappen sich die Wohngebiete einzelner Nashörner. Die Bullen markieren auf verschiedene Art und Weise, z. B. durch Anlage ständiger Dunghaufen, auf denen sie den Kot mit den Hinterfüßen zertrampeln. Neben einer „normalen“ Harnabgabe kennen die Bullen auch noch die sogenannte Harndusche, bei der sie in ritualisierter Weise mehrere scharfe Hamstöße waagrecht nach hinten spritzen, wobei der Harn mehrere Meter weit verstäubt wird. Aus diesem zweifelsfreien Markierverhalten darf keineswegs geschlossen werden, daß Nashornbullen Territorien besetzen oder markieren. Auch andere Verhaltensweisen, wie das Imponieren und Drohen durch Kopfhochheben, breitseitiges Imponieren und gegenseitiges Umkreisen zweier Bullen und selbst Kämpfe in frontaler Stellung mit sich gegenseitig berührenden Hörnern, sind nicht als Ausdruck einer Territorialität anzusehen. Vielmehr muß man das unterschiedliche Markierverhalten als eine besondere Form innerartlicher Kontakte bei einer vordergründig isoliert solitär lebenden Tierart deuten.

Erwachsene Nashörner haben so gut wie keine Feinde zu fürchten, wenn man vom Menschen absieht. Deshalb war es in ihrer Stammesgeschichte auch nicht unbedingt notwendig, Sinnesorgane zu entwickeln, die ihnen über längere Entfernungen mögliche Gefahren ankündigen. Gleichwohl pflegen Nashörner sofort zu fliehen, wenn sie meist über den Geruchssinn die Nähe des Menschen bemerken. Wird ein

Nashorn durch den Menschen gestört, ohne ihn vorher geruchlich bemerkt zu haben, kann es zu für den Menschen unerfreulichen Zwischenfällen kommen.

Das kann zum Beispiel passieren, wenn man sich beabsichtigt oder unbeabsichtigt einem schlafenden Nashorn gegen den Wind nähert oder ein Nashorn in der Suhle oder an der Tränke überrascht. Mit Augen und Ohren können sich Nashörner schlechter orientieren und so zeigen sie nicht selten zunächst eine gewisse unbekümmerte Neugierde. Solch eine gelegentlich erregte lebhaft Annäherung kann leicht als Angriff mißgedeutet werden. In den meisten Fällen erfolgt die Flucht, wenn das Nashorn den Menschen erkannt hat. Angriffe sind demgegenüber sehr viel seltener und nur bei sehr kurzen Distanzen zu erwarten. Selbst dann bleibt der erste Angriff oft nur ein Scheinangriff, dem dann die Flucht folgt. Kälber führende Kühe neigen eher zu aggressivem Verhalten gegenüber dem Menschen als Einzeltiere. Trotzdem pflegen auch Mutter und Kind nach Möglichkeit zu fliehen. Auf Menschen, die zu Fuß unterwegs sind, ist die Reaktion der Nashörner unterschiedlich. Der Schwanz ist im übrigen ein gewisses Stimmungsbarometer. Ein angriffslustiges Nashorn hält den Schwanz gestreckt, etwas über die Waagerechte hinaus erhoben. Bei der Neigung zur Flucht wird der Schwanz steiler erhoben und nach vorne gekrümmt. Bullen leben meist allein, Kühe in Begleitung ihres Kalbes, seltener auch in Begleitung zweier unterschiedlich alter Kälber. Eine in Brunst befindliche Nashornkuh wird vom Bullen konsequent verfolgt, Kühe kommen in unterschiedlichen Abständen, meist jedoch zwischen 25 und 30 Tagen für drei bis vier Tage in Brunst. Auffällig ist die lange Begattungsdauer von einer halben bis einer Stunde und gelegentlich noch länger. Nach einer Tragzeit von durchschnittlich 15 Monaten wird ein Junges geboren, das erst nach sechs bis sieben Jahren erwachsen ist und etwa ein Jahr von der Mutter gesäugt wird. Dabei beginnen die Kälber schon nach wenigen Wochen, auch feste Nahrung als Zusatzkost aufzunehmen und im Alter von etwa einem Vierteljahr fangen die Kleinen an, auch Wasser zu trinken. Um diese Zeit erst beginnt das Vorderhorn zu wachsen. Das Horn besteht übrigens weder aus Knochen noch aus Hornsubstanz. Vielmehr wird es durch fest miteinander verbackene Haare gebildet. Vor der Geburt jagt eine Kuh ihr letztes Kalb davon. Sehr häufig kehrt dieses jedoch später zur Mutter und dem neuen Geschwisterkalb zurück, so daß gelegentlich eine Kuh mit zwei verschieden alten Kälbern zu sehen ist. Wichtige Begleiter sind Rotschnabel- und Gelbschnabelmadenhacker, die ihre Nashörner sehr frühzeitig durch zirpende Laute vor annähernder Gefahr warnen. Wegen der vermeintlichen Eigenschaft, daß die pulverisierten Hörner sexuelle Anregungsmittel für Männer darstellen, ist in weiten Teilen Afrikas das schwarze Nashorn einer heftigen Verfolgung durch Wilderer ausgesetzt. In früheren Jahrzehnten wurde es wegen seiner Trophäe von Großwildschießern bejagt, vielfach wurden auch Schwarze Nashörner in vermeintlicher Notwehr getötet, weil man ihr Neugierverhalten für einen ernstgemeinten Angriff hielt. In Tansania allgemein und im Tarangire-Nationalpark ganz besonders hat diese urtümliche große Art ein gut bewachtes Rückzugsgebiet gefunden. Wer Zeit hat, kann die vielfältigen Verhaltensweisen des Spitzmaulnashorns gerade im Tarangire-Nationalpark besonders gut beobachten.



Steppenzebras und Massagiraffen sind Charaktertiere des Tarangire-Nationalparks.

Kleine Kudus, Tsetse-Fliege und Zebras

An zweiter Stelle im Kapitel über die Tiere sind die Kleinen Kudus zu nennen. Überall im dichten Buschland kann man sie antreffen. Die Art ist ausgesprochen seßhaft und Wanderungen sind nicht bekannt. Allerdings gibt es noch keine umfassende Untersuchung über diese Art. Nur Männchen tragen Hörner, die beim erwachsenen zweieinhalb Längswindungen aufweisen. Charakteristisch sind die elf bis dreizehn Querstreifen am Rumpf. Kudus leben in Gruppen von meist zwei bis drei, gelegentlich bis vier Tieren. Auch größere Verbände werden gelegentlich als mehr oder minder zufällige Vergesellschaftungen beschrieben. Viele erwachsene Bullen leben einzeln. Territorialität ist beim Kleinen Kudu nicht bekannt. Ihre Wohngebiete, die sich häufig überlappen, sind zum Teil nur etwa zwei Quadratkilometer groß. Die schlanken und grazilen Tiere erreichen eine Widerristhöhe von rund einem Meter, ihr Gewicht beträgt ungefähr sechzig bis einhundert Kilogramm. Ihre Nahrung besteht ganz überwiegend aus Laub und Trieben. Kleine Kudus brauchen nicht täglich zu trinken, gelegentlich kommen sie sogar mehrere Wochen ohne Wasser aus. Die meistens mit zwei Jahren geschlechtsreifen Kleinen Kudus haben eine Tragzeit von rund siebeneinhalb Monaten. Das Neugeborene ist für wenige Tage typischer Ablieger, ehe es der Mutter oder der kleinen Gruppe folgt. Nähert man sich ihnen in

einem Fahrzeug, stehen Kleine Kudus oft völlig unbeweglich still, sie verlassen sich auf ihre im trockenen Buschland oft vorzügliche Tarnung. Ihre Fluchten sind nur selten sehr weit, dabei verbergen sie sich in dichtem Busch.

Eine ganz andere Tierart verdient – zumindest in Tarangire, aber auch an anderen Stellen Afrikas – die gemeinsame Erwähnung mit den Kudus: Die Tsetse-Fliege. Diese Insekten können den Genuß der Touristen, Kleine Kudus zu beobachten, erheblich beeinträchtigen. Kleine Kudus selbst sind recht widerstandsfähig gegenüber der Tsetse-Fliege – im Gegensatz zu Haustieren und den Menschen. Tsetse-Fliegen übertragen Trypanosomen, die bei den Haustieren eine Rinderseuche, beim Menschen die Schlafkrankheit hervorrufen. Die Gefahr einer Infektion ist für den Menschen indes sehr gering, weil ja nur mit der Schlafkrankheit infizierte Tsetse-Fliegen die Erkrankung übertragen. Einerseits gibt es in der Umgebung vom Tarangire-Nationalpark nur sehr selten einmal an Schlafkrankheit erkrankte Menschen, an denen sich die Fliegen anstecken könnten. Andererseits muß man auch berücksichtigen, daß Tsetse-Fliegen nur im trockenen Buschland leben, das ihnen Schatten bietet, und daß es im Busch nur höchst selten einmal von der Schlafkrankheit befallene Menschen gibt. Hinzu kommt, daß die Tsetses nur am Tage fliegen und dabei wiederum nur in den Stunden größerer Wärme und bei Trockenheit, wenn von Schlafkrankheit befallene Menschen ja nur ausnahmsweise einmal im Busch sind.

Wenn Schwarzes Nashorn und Kleiner Kudu an den Anfang dieses Kapitels über Tiere gestellt wurden, weil sie die Besonderheiten dieses Nationalparks darstellen, so folgt jetzt eine kurze Darstellung der wichtigsten hier lebenden Säugetiere. Über die Häufigkeit der Arten in Abhängigkeit von der Jahreszeit wird später noch zu berichten sein. Läßt man diese jahreszeitlichen Schwankungen außer acht und betrachtet die Häufigkeit im Jahresdurchschnitt, so gehören die Steppenzebras zu den häufigsten Großtieren. In Familienverbänden, die von einer Leitstute angeführt werden, kommen sie in allen Abschnitten des Parks, besonders in den Grassavannen vor. Eine Familie besteht außer der Leitstute noch aus deren Nachwuchs und eventuell weiteren Stuten mit ihren Fohlen. Zu jeder Familie gehört nur ein Hengst, der die Familie gelegentlich mit Hufen und Zähnen verteidigt. Die Leitstute bestimmt den Tagesablauf. Steppenzebras errichten keine festen Territorien, ihr Großaufenthaltsgebiet wird von mehreren Familien gemeinsam benutzt. Gelegentlich können sich Familien zu großen Herden zusammenschließen, ohne daß die Familienstruktur dabei verlorengeht. Außer den Familiengruppen kommen noch lockerer gefügte Junggesellenverbände vor. Besonders starke Hengste versuchen aus den Familien Jungstuten abzuwerben, was meist nur gegen den harten Widerstand des Familienhengstes möglich ist. Gelingt die Abwerbung einer rossigen Jungstute, so ist nicht gesagt, daß diese mit ihrem Entführer eine neue Familie gründet, oft hat sie noch Kontakte mit weiteren Hengsten, ehe sie schließlich mit einem auserwählten eine neue Familie gründet, deren Leitstute sie für die Dauer ihres Lebens bleibt. Verlorengegangene Zebras werden von allen Familienmitgliedern, insbesondere von Hengsten gesucht und in die Familie zurückgebracht. Die Tragzeit beträgt rund 12 Monate, wenige Tage nach der Geburt wird eine Stute wieder rossig und erneut gedeckt. Über das Streifenmuster wird auch unter Wissenschaftlern viel spekuliert, es diene der

Die Impalas oder Schwarzfersenantilopen sind als einzige größere Säugerart auch dann im Tarangire häufig, wenn die meisten anderen Großtierarten ins weite Massailand aus dem Park herausgewandert sind.



In der Regenzeit sind weite Gebiete des abgegrasten ausgetrockneten Landes von Wasserpfützen bedeckt, hier wadet ein Weißbartgnu über die Steppe.



Tarnung oder mache die Tiere besonders auffällig. Eindeutig ist jedenfalls, daß jedes Zebra sein unverwechselbar individuelles Streifenmuster hat. Daran unterscheiden sich die Zebras gegenseitig, ein Fohlen erkennt mit Ablauf der ersten Wochen seine Mutter bereits eindeutig am Streifenmuster. Wissenschaftler, die über Zebras im Feld arbeiten, können sich eine Kartei mit den fotografierten Körperseiten der Zebras anfertigen, um jedes einzelne Zebra individuell zu erkennen. Innerhalb des Tarangire-Nationalparks trifft man Zebras in den großen Grasflächen beiderseits des Tarangire-Flusses, aber auch im Ostteil des Parkes, zwischen Matete und Larmakau.

Weißbartgnus

Im gleichen Lebensraum stößt man auf die Weißbartgnus, die ebenfalls in Herden leben, ohne daß jedoch eine familiäre Struktur zu erkennen wäre, wie das für die Steppenzebras gilt. Das Zusammenleben der Gnus wird zumindest über weite Teile

des Jahres maßgeblich bestimmt durch die Territorialität einzelner Bullen. Dabei besetzen diese in einem großen gemeinsamen Lebensraum bestimmte Territorien, die sie gegen männliche Artgenossen hartnäckig verteidigen. Durch vielerlei Verhaltensweisen signalisieren sie ihrem Nachbarn den Besitz eines bestimmten Gebietes, ihres Territoriums. Dabei sind besonders diejenigen Verhaltensweisen auffällig, die man sehen kann. Die Bullen stehen oft fast unbeweglich inmitten ihres Territoriums auf einem Platz, an dem sie das Gras niedergetrampelt haben. Bei den Patrouilliengängen entlang ihrer Grenzen kommt es gelegentlich zu Kontakten mit den Nachbarn. Dabei werden besonders auffällige Imponier- und Drohbewegungen deutlich. Wenn ein Territorium erst einmal etabliert wurde, sind ernsthafte Kämpfe ausgesprochen selten. Die Grenzen und die Besitzansprüche der Nachbarn werden respektiert. In diesen Territorien erwarten die Bullen das Durchziehen der Weibchenherden, wobei diese gelegentlich von ihren letzten Kälbern begleitet sind. Junggesellen leben in lockeren, meist im Vergleich mit den Weibchenherden auch kleineren Verbänden. Ihre Kälber, die nach einer Tragzeit von acht bis achteinhalb Monaten

geboren werden, sind als typische Nestflüchter schon nach wenigen Minuten in der Lage, der Mutter und der Herde zu folgen. Sie werden meist länger als ein Vierteljahr, gelegentlich ein ganzes Jahr gesäugt. Als überwiegende Grasesser teilen Gnus den Lebensraum mit Steppenzebras und Grant-Gazellen, mit denen sie daher häufig in gemischten Gruppen stehen.

Die Grant-Gazelle gehört ebenfalls zu den recht häufigen Tieren. Obwohl in ihrem Speisezettel durchaus auch Laub vorkommt, trifft man sie hier im Tarangire-Nationalpark vielfach auf den Grasflächen, freilich meist an den baum- und buschbestandenen Rändern. Ihr ganz überwiegendes Aufenthaltsgebiet ist die Gegend um den Burungi-See. Die Gazellen sind in beiden Geschlechtern gleich, wenn auch die Böcke stärkere Stirnwaffen tragen. Die Jungtiere haben Flankenstreifen, die beim erwachsenen Tier vollständig verschwinden. Die Böcke stehen territorial und warten, daß eine Herde von Weibchen mit ihren Jungen in ihre Territorien kommt. Jeder Bock versucht, eine Weibchenherde so lange wie möglich in seinem Einflußbereich zu halten, um möglichst viele Weibchen begatten zu können. Grant-Gazellen sind typische Ablieger, die ihre Jungen für mehrere Tage sich selbst überlassen. Die Kitze, die in den ersten Lebenstagen noch keinerlei Geruch verbreiten, liegen fast unbeweglich im Gras und werden nur zum Säugen und zum Ablecken von Kot und Urin von ihren Müttern aufgesucht.

Erstaunlich ist, daß die Thomson-Gazelle hier nicht vorkommt. Dabei findet man die ersten Herden dieser etwas kleineren Verwandten nur wenige Kilometer nordöstlich der Parkgrenze. Gerenuks oder Giraffengazellen findet man in Mkungunero, aber auch östlich der als Larmakau und Nguselororobi bezeichneten Gegenden. Die Bezeichnung Giraffen-„Gazelle“ ist nicht ganz korrekt, denn die Gerenuks, wie sie besser genannt werden sollten, gehören nicht der Gattung der echten Gazellen an. Bei ihnen trägt – im Gegensatz zu richtigen Gazellen – nur das Männchen ein Gehörn. Wir haben hier das westliche und südliche Ende des Verbreitungsgebietes dieser Art vor uns. Gerenuks vermögen durch ihren sehr langen Hals in höheren Regionen der Büsche zu weiden, zusätzlich haben sie die Fähigkeit, sich über lange Zeiträume auf die Hinterbeine aufzurichten, um in dieser Stellung an die noch höheren Äste in den Bäumen zu gelangen. Überall in den Nationalparks, wo Grassavannen an Baumsavannen grenzen oder zunehmend in solche übergehen, sind Kongonis zu Hause. Diese Kuhantilopen mit den eigentümlich gebogenen Hörnern in beiden Geschlechtern müssen im Gegensatz zu den beiden letztgenannten Arten regelmäßig trinken. Mit einer Widerristhöhe von 120 bis 140 cm werden sie 150 bis 200 kg schwer. Ihr Zusammenleben gründet sich auf ein territoriales System, wobei die Männchen häufig in der Mitte der Territorien auf Bodenerhebungen, wie z. B. Termitenhäufen, in Imponierstellung stehen, um sich den Nachbarn als Besitzer ihres jeweiligen Territoriums zu erkennen zu geben. Charakteristisch ist ihr hölzern wirkender Galopp. Nach einer Tragzeit von rund 8 Monaten wird ein Kalb geboren, das für ein bis zwei Wochen abliegt, ehe es sich der meist aus wenigen Tieren bestehenden Herde anschließt. Die Jungen werden drei bis vier Monate gesäugt. Man findet nicht selten sogenannte Kindergärten, d. h., mehrere gleichaltrige Jungtiere, die von ein oder zwei ausgewachsenen Kühen bewacht werden. Mehr noch als die Kongonis leben Elen-Antilopen in der offenen Buschsavanne z. T. sogar in dichterem Wald- und Buschgebiet, seltener auf den offenen Grasflächen. Die Elen-Antilopen sind sehr große, rinderartige Antilopen, die in beiden Geschlechtern kräftige in sich gedrehte Hörner tragen. Das Gewicht beträgt zwischen 300 und 600, das der Bullen zwischen

400 und 900 kg, bei besonders alten Exemplaren 1000 kg. Kühe erreichen eine Widerristhöhe von 130 bis 160 cm, Bullen weisen ein Stockmaß von 150 bis sogar 180 cm auf. Die Elen-Antilopen leben in locker zusammengesetzten Rudeln, die gerade im Tarangire-Nationalpark oft mehr als hundert Exemplare umfassen. Alte Bullen leben meist einzeln oder mit wenigen Tieren vergesellschaftet. Die plump wirkenden, schweren Tiere vermögen erstaunlich hoch zu springen, gelegentlich geradezu aus dem Stand. Ihre Fluchten sind schnell und weit. Die Bindung zwischen Mutter und Kalb ist locker und währt nicht sehr lange, obwohl die Herdenverbände über längere Zeit stabil sein können. Die erst mit etwa 7 Jahren ganz ausgewachsenen Elen-Antilopen bringen fast immer ein, nur selten zwei Kälber zur Welt nach einer Tragzeit von 8½ bis 9 Monaten. Im Gegensatz zu vielen anderen Hornträgern verteidigen Elen-Antilopen ihre Jungen oft gemeinschaftlich gegen kleinere Raubfeinde. Die Elen-Antilopen zählen zu den scheuesten Tieren Afrikas, insbesondere, wo sie gejagt werden. Durch das Verbot der Jagd ist es durchaus wahrscheinlich, daß diese außerordentlich leicht zähmbare große Antilope auch hier zunehmend ihre Furcht vor dem Menschen ablegt. Sehr auffällige Tiere sind die Spießböcke. Wie ihr deutscher Name andeutet, tragen sie sehr lange spießartige Hörner in beiden Geschlechtern. Sie werden auch Oryx-Antilopen genannt. Die hier vorkommende Art ist der Büschelohr- oder Kilimandjaro-Spießbock, gekennzeichnet durch schwarze Haarbüschel an den Ohrspitzen. Oryx-Antilopen als Grasspezialisten und an die Trockenheit angepaßte Tiere lieben die offene Fläche. Über ihr Sozialverhalten bestehen noch Unklarheiten. Es ist noch nicht einmal sicher, ob Oryx-Bullen, die man allein oder mit wenigen anderen Bullen vergesellschaftet antrifft, Territorien bilden. Man findet auch in gemischten Herden oft mehrere Bullen. Möglicherweise sind das Junggesellen, die sich mehr oder minder zufällig unter Umständen auch dauerhaft, einer Weibchenherde anschließen. Sehr auffällig ist bei den Spießböcken, daß sie vielfach ihre Jungen allein lassen. Man findet oft große Kindergärten, in denen viele Jungtiere mit nur wenigen alten Kühen zusammenstehen. Oryx-Antilopen sind in der Herde recht aktiv. Häufig kommt es zu Kämpfen. Bei den langen, spitzen Hörnern, mit denen schwere Verletzungen beigebracht werden können, ist es selbstverständlich, daß das Kampfverhalten stark ritualisiert ist. Man kämpft Kopf an Kopf, die Schläge werden von oben nach unten geführt und vom Gegner mit den gekreuzt gehaltenen Hörnern pariert. Nur selten benutzen Spießböcke ihre gefährlichen Stirnwaffen zur Feindabwehr. Die Tragzeit beträgt 9 bis 10 Monate, es wird meist ein Junges geboren, selten Zwillinge. Nach ein paar Tagen des Abliegens werden sie in die Herde aufgenommen. In bestimmten Zeiten kann man im Tarangire-Nationalpark Herden mit mehr als 100 Exemplaren beobachten.

Büffel

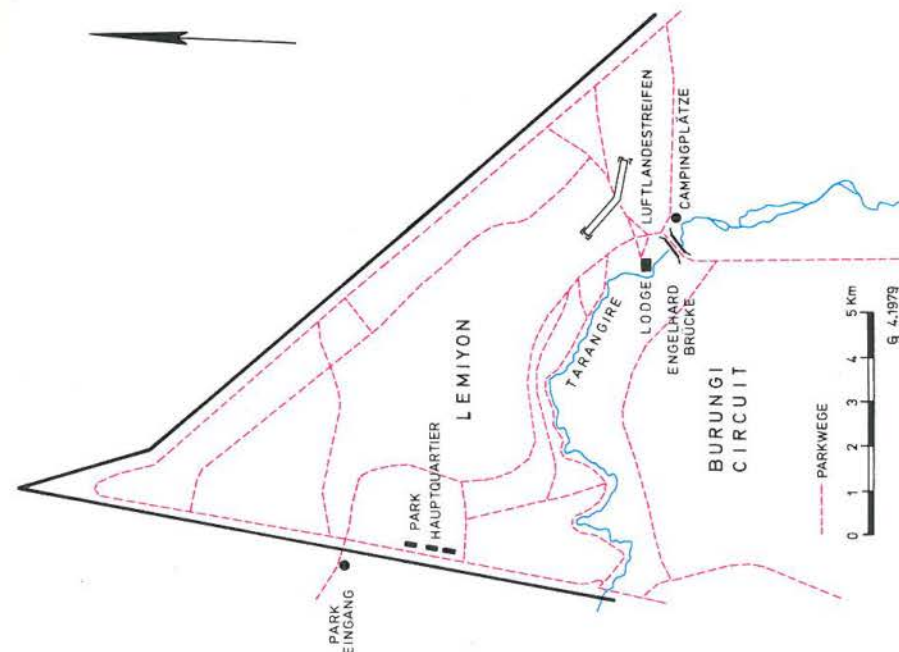
Im Tarangire-Nationalpark leben die Büffel weniger auf den offenen Grasflächen als in anderen Gegenden Afrikas. Hier bevorzugen sie die Baumsavanne, überwiegend die offene, jedoch findet man sie auch im dichten Wald oder Busch. Große Herden von Büffeln sieht man meist in der Nähe von Lampreys Camp und in der Kitibong Gegend. Alte Bullen leben oft als Einzelgänger oder zu dritt oder viert miteinander vergesellschaftet. Die Hörner der Bullen sind in der Mitte helmartig zusammengewachsen, sie erreichen oft gewaltige Ausmaße. Auf der Flucht bilden starke Bullen eine Art Nachhut. Von Zeit zu Zeit halten sie an, bieten dem tatsächlichen oder vermeintlichen Verfolger die Stirn, und traben gelegentlich sogar ein paar Schritte zu-



Die massigen Tarangire-Büffel lieben es sehr, sich im Schlamm zu suhlen.

rück. Ihr Gewicht liegt zwischen 300 und 800 kg und erreicht nicht ganz das der Elen-Antilopen. Dabei sehen die Büffel wesentlich massiger aus. Die Widerristhöhe liegt zwischen 120 und 140 cm, selten mehr. Nach einer Tragzeit von 10½ bis 11½ Monaten wird meist ein Kalb geboren. Die Jungen werden ein halbes Jahr, gelegentlich länger gesäugt und von der ganzen Herde geschützt. Eine häufige Hautpflege ist das Suhlen, bei dem die Büffel sich mit dicken Schlammkrusten überziehen können. Wenn auch die großen Herden meist fliehen, wenn sie des Menschen ansichtig werden, ist mit alten Bullen gelegentlich nicht zu spaßen. Sie können unvorhersehbar angreifen. Es passieren ständig oft tödlich ausgehende Unfälle, wenn Büffel insbesondere Fußgänger angreifen.

Als typische Laubesser, die allerdings auch gelegentlich Gras nicht verschmähen, leben Impalas in der lockeren oder dichten Baumsavanne. Aus der Vergesellschaftung eines, an seinem lyraartig geschwungenen Gehörn leicht erkennbaren Bockes mit mehreren, bis zu 50, 70 oder noch mehr weiblichen Tieren, hat man lange Zeit geschlossen, daß solch ein Harem das bestimmte Merkmal im Zusammenleben dieser Art sei. Inzwischen weiß man, daß auch Impalas zumindest über sehr lange Zeiten des Jahres das System der Territorialität zur Grundlage ihrer Soziologie machen. Das auffällige Bild eines Bockes mit vielen Weibchen kommt dadurch zustande, daß Impala-Böcke eine besondere Neigung haben, „ihre“ Weibchen im eigenen Territorium zusammenzuhalten. Junge Böcke werden aus der Mutter-Kind-



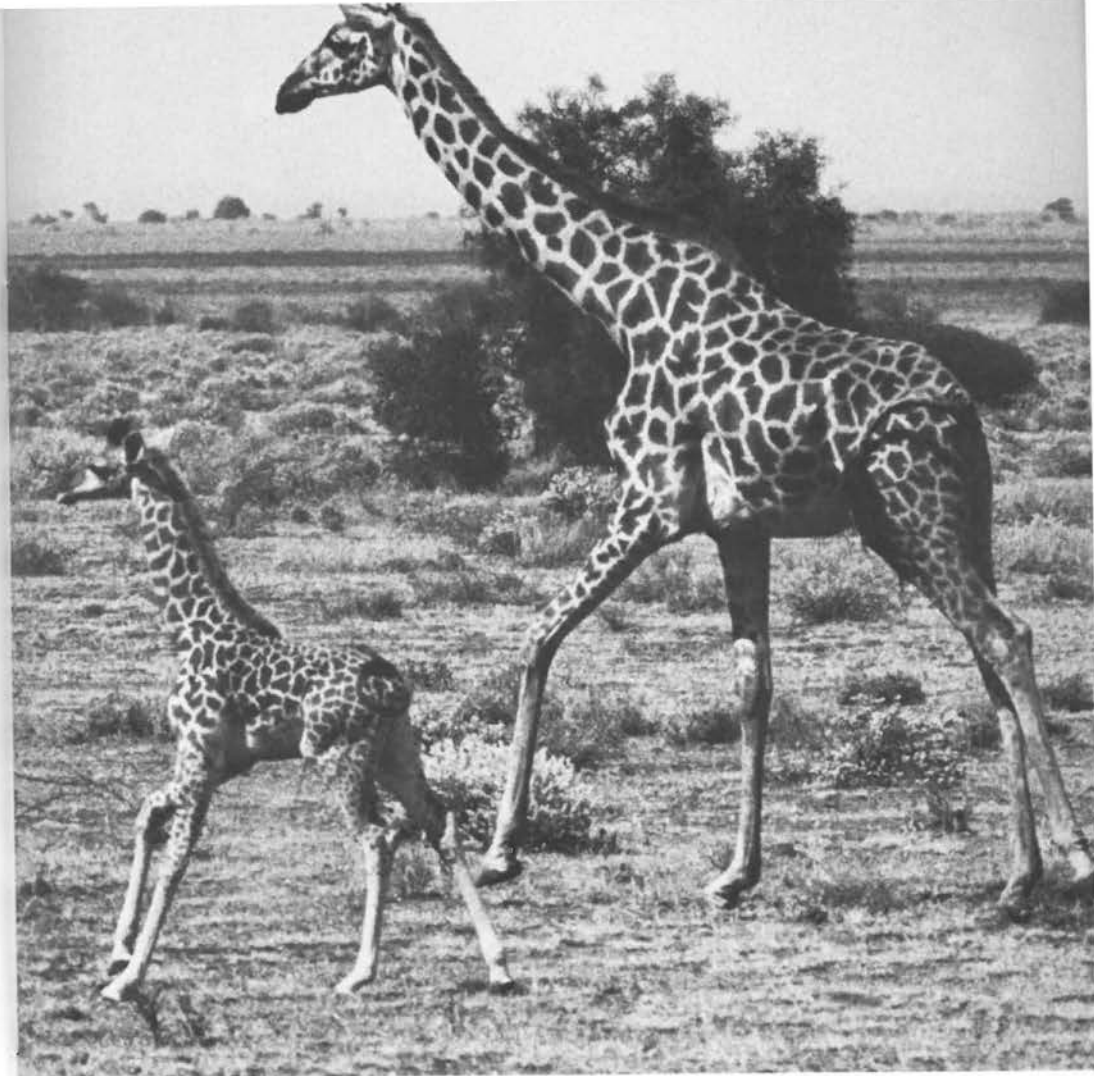
Herde herausgejagt, wenn sie erwachsen werden. Vermeintliche Nebenbuhler aus den meist in der Nähe stehenden lockeren Junggesellenherden, in denen auch alte Böcke stehen, werden mit schnarchenden Lauten und heftigen Attacken aus dem Territorium eines Bockes herausgetrieben. Die Schwarzfersen-Antilopen, wie sie auch genannt werden, sind vorzügliche Springer, die bis zu acht Meter weit und fast drei Meter hoch springen können. Die Weibchen haben ein durchschnittliches Gewicht von 50 kg, Böcke können 80 kg erreichen bei Körperhöhen von 80 bis höchstens 95 cm. Schwarze Haarbüschel anstelle der Nebenhufe haben den Tieren ihren bezeichnenden deutschen Namen gegeben. Die Tragzeit beträgt sechs bis sieben Monate, die Kälber folgen zum Teil der Herde sehr früh, teilweise gibt es auch ein Abliegen für wenige Tage. Wenn irgend möglich, trinken Impalas täglich.

Einige weitere Arten, die im Buschland zu Hause sind oder in der offenen Baumsavanne, sind noch zu erwähnen. Da ist zunächst der Buschbock, eine mittelgroße, nur im männlichen Geschlecht gehörnte Art. Buschböcke findet man meist in Wassernähe, sie lieben saftiges Grün und feuchte Büsche. In den trockenen Büschen, die so viel in diesem Nationalpark bedecken, wird man sie nicht antreffen. Überhaupt leben die Tiere versteckt und meist in ganz kleinen Verbänden. Das Steinböckchen ist eine zierliche, stellenweise gar nicht scheue kleine Hornträgerart, die meist einzeln, höchstens einmal paarweise vorkommt und nirgends häufig ist. Vielfach sind die nur 50 bis 60 cm hohen Tiere im Langgras oder im Gebüsch überhaupt nicht zu sehen.

Hinzu kommt, daß sie sich bei Gefahr im Gras flach hinlegen. Im übrigen fliehen sie nie besonders weit, versuchen dagegen stets, sich am Boden zu verstecken. Mit etwas Glück kann man eine weitere kleine Hornträgerart antreffen, den Kronenducker. Als einziger Ducker hat er den Wald verlassen und lebt in der offenen, lieber noch dichten Baum- und Buschsavanne. Typisch ist das Kennzeichen für alle Ducker in Form eines Haarbüschels zwischen den beiden sehr kurzen Hörnchen, die oft nur im männlichen Geschlecht, sonst beim Weibchen sehr viel geringer vorhanden sind. Nie sehr weit vom Wasser entfernt leben die Wasserböcke, im Tarangire-Nationalpark handelt es sich um den Ellipsen-Wasserbock. Die weiße Ellipse an der Schwanzwurzel kennzeichnet diese Tiere. Nur die Männchen tragen ein Gehörn. Ebenfalls stets in Wassernähe finden wir den Riedbock, die hier vorkommende Art ist der Bohor-Riedbock oder Gemeine Riedbock. Im gesamten Verlauf des Tarangire-Flusses bekommt man die Tiere oft in größerer Vergesellschaftung zu sehen als anderswo in Ostafrika. Nicht selten ruhen die Tiere selbst in der Mittagshitze unmittelbar am Flußufer. Charakteristisch ist das nur im männlichen Geschlecht getragene kräftig nach vorn gebogene Gehörn. Die Tiere werden 70 bis 90 cm groß und erreichen ein Gewicht von 35 bis knapp 60 kg. Bei Gefahr stoßen sie einen schrillen Alarmpfiff aus. Nach einer Tragzeit von sieben Monaten oder etwas länger werden Junge geboren, die bei den oft in Einehe lebenden Eltern für fast ein Jahr verbleiben.

Dik-Diks

Als kleinste Antilope lebt hier das Dik-Dik. Diese auf den ersten Blick vom weniger Kundigen oft mit Hasen verwechselten, winzigen, bis gut 40 cm hohen und 3 bis 6 kg schweren Antilopen werden wegen ihrer sehr lang ausgezogenen und nach allen Seiten beweglichen Nase sehr bezeichnend auch Rüsselantilopen genannt. Ihr Lebensraum ist die mehr oder weniger dichte Buschsavanne. Die Tiere sind ausgesprochen ortstreu. Wahrscheinlich trinken sie nie oder nur sehr selten. Nach einer sechsmonatigen Tragzeit wird ein abliegendes Kitz mit einem Geburtsgewicht von 500 bis 800 Gramm zur Welt gebracht, das innerhalb eines Jahres erwachsen wird und schon vorher geschlechtsreif ist. Dik-Diks können wegen der relativ kurzen Tragzeit zweimal im Jahr Junge bekommen. Die auffälligen Voraugendrüsen bilden ein Sekret, mit dem das Männchen sein gegen männliche Artgenossen verteidigtes Territorium markiert. Fast immer kommt es nur zum Drohen, Kämpfe mit Körperkontakt sind noch nie beobachtet worden. Eine andere kleine Antilope, die in den felsigen Hügeln ziemlich sicher anzutreffen ist, ist der Klippspringer. Besonders in Matete, aber auch am Tarangire-Hügel und am Kitibong-Hügel sind diese Tiere anzutreffen. Sie sind außergewöhnlich geschickt und sicher im Springen von Felsen zu Felsen. Bei dieser über weite Teile Afrikas verbreiteten Art tragen im allgemeinen nur die Männchen kurze gerade Hörner. Die hier im Tarangire-Nationalpark vorkommende Unterart macht eine Ausnahme, hier tragen auch die Weibchen Hörner, wenn auch etwas schwächere als die Männchen. Ihre vorzügliche Tarnfarbe und die eigenartige Verhaltensweise, fast unbeweglich zu stehen, führt dazu, daß Klippspringer häufig übersehen werden. Gelegentlich verlassen sie die Felsen, insbesondere wenn diese wenig Nahrung bieten. Dann suchen sie am Fuß der Felsen ihre aus Kräutern, Blättern und Gräsern bestehende Nahrung. Sie leben in Dauerehen; Territorium und Wohngebiet fallen daher räumlich zusammen, die Abgrenzung erfolgt mit verschiedenen Markierungsmethoden, die von Nachbarn respektiert wer-



Der Galopp der Giraffen wirkt zeitlupenartig und unbeholfen, sogar schon bei den Jungtieren.

den. Im übrigen wird dieser Raum aktiv verteidigt. Das nach siebenmonatiger Tragzeit geborene 1000 Gramm schwere Junge wird mehrere Monate gesäugt und verläßt im Alter von etwa einem Jahr die Gemeinschaft mit den Eltern.

Recht ortstreu sind die Giraffen. Die hiesige Unterart heißt Massai- oder Weinlaubgiraffe. Meist bilden die hohen Tiere kleine Gruppen, ohne aber einen festen sozialen Zusammenhang innerhalb solcher Ansammlungen zu zeigen. Um das Recht der Begattung, aber auch nur um die Stellung in der Rangordnung führen die Bullen Kämpfe aus, bei denen sie weitausholend mit den Köpfen oder Hälsen gegeneinander schlagen.

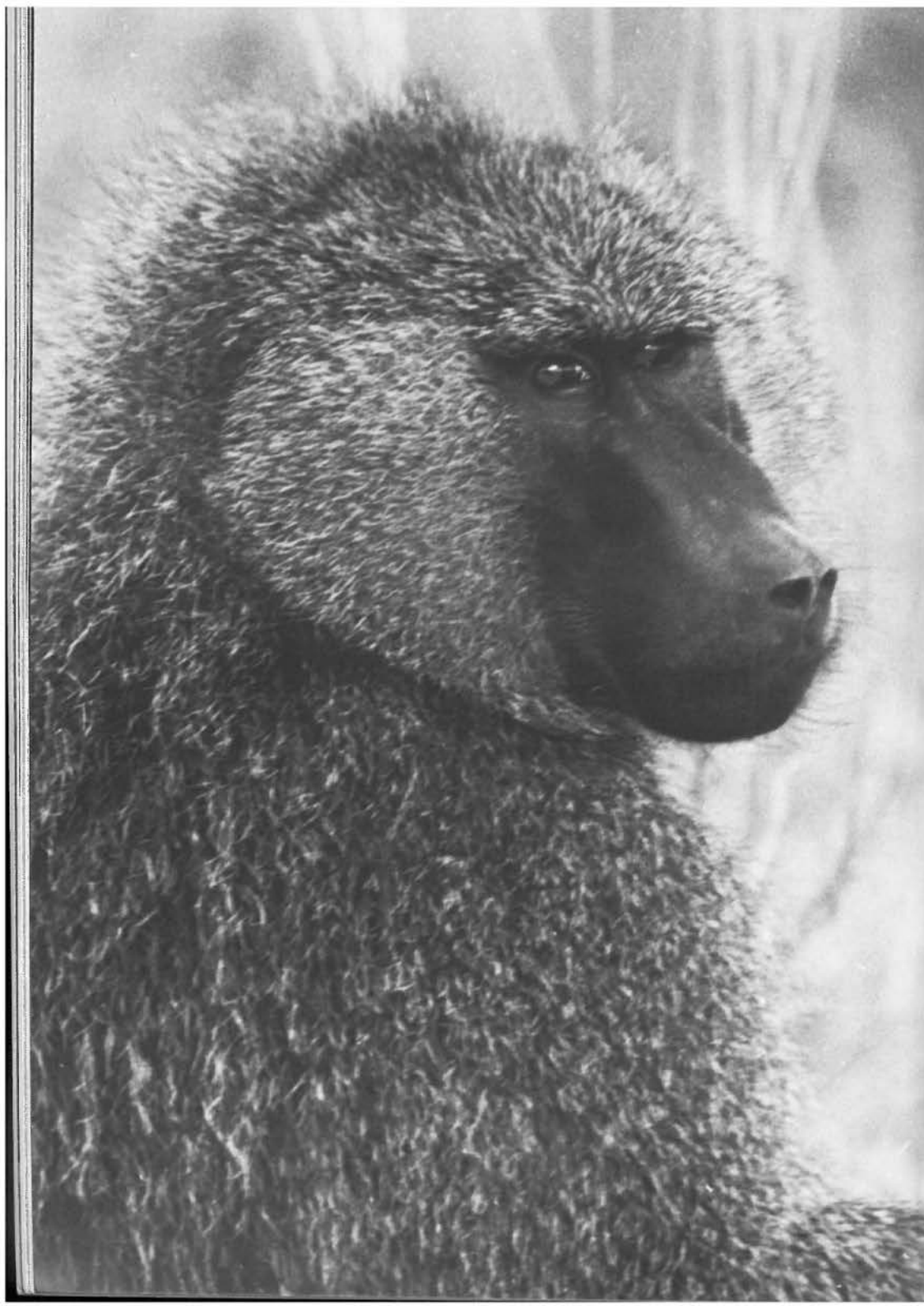
Zwergmangusten leben sehr sozial in kleinen Gruppen. Sie wohnen häufig in verlassenen Termitenhügeln.



In der offenen Baumsavanne und an den Rändern des dichteren Busch- und Waldgeländes ist das Warzenschwein zu Hause. In Mutter- und Kind-Familien, zu denen sich gelegentlich auch ein männliches Tier gesellt, suchen sie nach ihrer vielfältigen vegetarischen Nahrung. Sie lassen sich dabei auf die Handwurzelknochen nieder, so daß es aussieht, als würden sie knien. Angelegt sind sechs als Warzen imponierende Knochenvorsprünge im Gesicht. Normalerweise sieht man beim Weibchen zwei und beim Männchen vier derartige „Warzen“. Alte Männchen können sehr groß werden und bis zu 150 kg schwer. Weibchen werden höchstens halb so schwer, nämlich 50 bis 70 kg. In ihren unterirdischen Bauten herrscht Tag und Nacht eine ziemlich gleichmäßige Temperatur. Nach einer Tragzeit von 170 bis 175 Tagen werden meist vier, gelegentlich nur zwei, aber auch bis zu acht Junge geboren, die ein Vierteljahr gesäugt werden.

Obwohl Elefanten ursprünglich Grasesser sind, sind sie im Tarangire-Park durchaus nicht überwiegend auf den offenen Grasflächen anzutreffen, sondern Baum- und Buschsavanne sind bevorzugter Lebensraum. Es sind schwer Voraussagen zu machen, an welcher Stelle innerhalb des Nationalparks die Elefanten am häufigsten zu erwarten sind. Sie gehören zu den Tieren mit weiten Wanderbewegungen, und es

gibt Perioden, in denen kein einziger Elefant im Nationalpark lebt. Zu anderen Zeiten wieder sind die großen grauen Riesen dort geradezu häufig. Da sie lange Zeiträume ihres Lebens außerhalb der Nationalparkgrenzen verbringen, haben sie reichlich Kontakt mit Menschen. Als in menschlichem Sinne intelligente Tierart vermögen sie die Erfahrungen einzelner Elefanten an ihre jeweiligen Herden weiterzugeben. Elefanten leben in festgefügtten Herden von weiblichen Tieren mit ihren Kälbern. Die Führerrolle hat eine Leitkuh inne. Das Sozialleben der Elefanten ist überaus interessant, jedoch bietet sich hier in diesem Büchlein nicht gerade der Platz, darauf einzugehen. In der Trockenzeit, wenn das Wasser überall nur in beschränktem Maße zur Verfügung steht und auch im Verlauf des Tarangire-Flusses nur noch wenig Wasser vorhanden ist, vermögen die Elefanten erfolgreich nach dem Trinkwasser zu graben. Offenbar kennen sie die günstigen Stellen, an denen sie fündig werden. Mit dem Rüssel, z. T. mit den Stoßzähnen, durch Auflockern des Bodens und mit den Vorderbeinen scharrend, können sie bemerkenswert tiefe Löcher ausgraben, in denen dann durch Sand filtriertes, sauberes Wasser zusammenläuft. Andere Tiere sind davon erhebliche Nutznießer, zum Teil verbreitern sie durch Umhertrampeln diese Löcher. Viele andere Arten finden genügend Wasser und können überhaupt

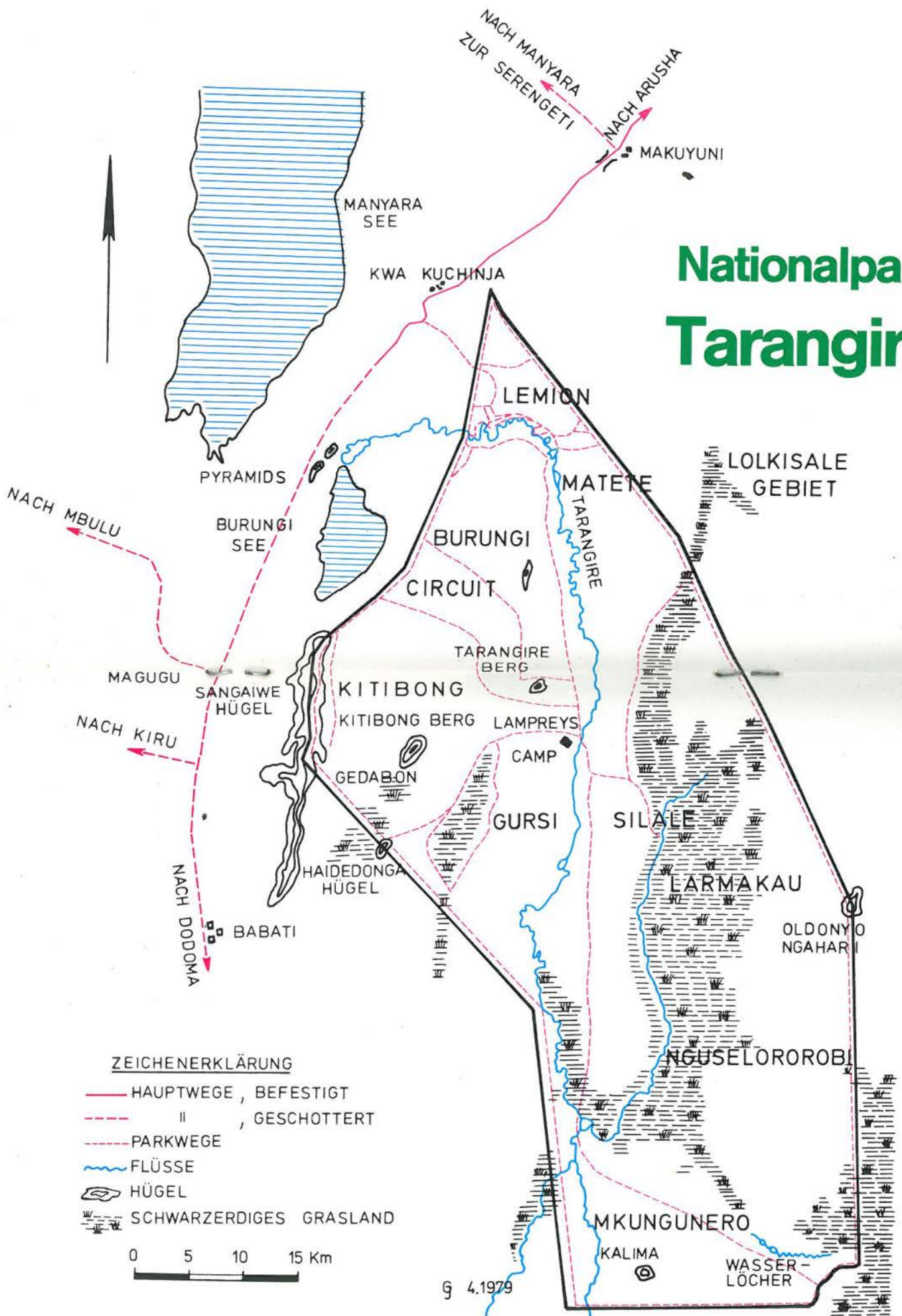


nur auf diese Art und Weise in der Gegend verbleiben. Da die großen Raubtiere wiederum von den Huftieren als Beute abhängen, sorgen somit die Elefanten für die Ernährung der Löwen. Hornträger, Warzenschweine, Paviane und nächtlich sicher auch Schleichkatzen sind auf diese Weise unmittelbar abhängig von dieser Aktivität der Elefanten. Derartige ökologische Zusammenhänge sind bisher nur stückweise wissenschaftlich untersucht und bekannt geworden. Die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Tieren, Pflanzen, Klima und unbelebter Natur bedürfen dringend weiterer Erforschung. Die Ökologie, wie die Wissenschaft von diesen Zusammenhängen heißt, wird mit großer Wahrscheinlichkeit zunehmend unmittelbare Bedeutung erlangen für die Zukunft und das Überleben des Menschen in unserer heutigen Zeit. Nachdem die Staaten mit traditionell hohem Bildungsgrad und unaufhörlich wachsender Industrialisierung und Technisierung innerhalb ihrer eigenen Grenzen keine zusammenhängenden Gebiete mehr aufweisen, in denen solche Forschungen ablaufen können, muß der Beitrag der jungen afrikanischen Nationen, mit erheblichem finanziellen Aufwand Nationalparke und Reservate zu erhalten als eine große kulturelle Leistung im Interesse der gesamten Menschheit gewertet werden. Welchen Nationalpark oder welches Tierreservat man in Afrika auch betrachtet, überall springen einem förmlich die ungeahnten Möglichkeiten ins Auge, hier Grundlagenforschung im Feld zu betreiben. Solche Forschungsvorhaben müssen über lange Jahre angelegt werden. So wurde z. B. erst in einer ungewöhnlichen Trockenzeit die ganze Bedeutung dieses Verhaltens der Elefanten klar, nach Wasser zu graben. 1960/61 war die große Regenzeit außerordentlich unergiebig ausgefallen. Hunderte von Großtieren, wie Büffel, Zebras, Gnus und zahllose andere Tierarten konnten überhaupt nur überleben, weil die Elefanten eine Anzahl von Wasserlöchern gegraben hatten. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die zur gleichen Zeit durchgeführten Bemühungen des Nationalpark-Personals keine nennenswerten Tränken eröffnen konnten. Die Elefanten hatten alle entsprechenden günstigen Stellen bereits gefunden und waren erfolgreicher. Durch solch ein Verhalten gleichen die Elefanten natürlich wieder aus, daß sie bei ihrem großen Nahrungsbedarf andererseits Nahrungskonkurrenten für viele Pflanzenfresser darstellen. Eine Vertreibung der Elefanten oder gar ihre Ausrottung hätte den Tod einer riesigen Anzahl von Tieren in solch einer Situation bedeutet. Würde man den Einfluß der Elefanten auf die Lebensgemeinschaft im Tarangire-Nationalpark in den Jahren mit normalen Regenfällen beobachtet haben, würde ein ganz anderes Bild dabei herausgekommen sein.

Zu den auffälligen Tieren gehören noch zwei Affenarten: Der Gelbe Babuin als hiesiger Vertreter der weit über Afrika verbreiteten Gattung der Paviane und die Grüne Meerkatze. Die Babuine leben in Truppen von 25 bis 75, zum Teil auch mehr, gelegentlich weniger Individuen. Herrscher eines solchen Trupps sind meist zwei oder drei sehr alte und erfahrene Männchen. Es sind ausgesprochen bodenbewohnende Affen. Die Herden haben eine sehr festgefügte soziale Struktur, die auf dem Marsch durch offene Flächen hier im Tarangire-Nationalpark beobachtet werden kann. Im Zentrum eines wandernden Trupps befinden sich die Mütter mit ihren kleinen Kindern, die bis zu drei Monate unter dem Bauch getragen werden und später auf dem Rücken der Mutter reiten, bis sie volle Selbständigkeit erlangen. Die ranghöchsten Männchen bleiben meist in der Nähe von diesen Müttern und Kindern. Rangniedere Männchen bilden die Vorhut, Weibchen ohne Kinder und Jungtiere folgen; an den Seiten und als Nachhut trifft man halbwüchsige Affen beiderlei Geschlechts, überwiegend Männ-

Paviantrupps werden von zwei oder drei sehr kräftigen alten Männern angeführt.

Nationalpark Tarangire



chen. Ihre Nahrung besteht überwiegend aus Pflanzen und Pflanzenteilen jeglicher Art, aber es werden auch Kleinsäuger, Insekten, Reptilien, bodenbewohnende Vögel und andere Eier und gelegentlich sogar junge Gazellen oder ähnliche Säuger gegessen.

Die mittelgroße, höchstens 4–5 kg schwere Grüne Meerkatze lebt in etwas kleineren Trupps von fünf bis fünfundzwanzig Tieren, die meist von einem Altmännchen angeführt werden. Diese tagaktiven Tiere schlafen auf Bäumen, verbringen den Tag mit Nahrungssuche, wobei vorwiegend Früchte, Triebe, Blüten, Samen und Feldfrüchte gegessen werden, aber auch erreichbare tierische Nahrung mit Insekten und Echsen, Vogeleiern und Jungvögeln wird nicht verschmäht.

Der Kaphase, ein unserem europäischen Hasen sehr ähnliches und auch nahe verwandtes Tier, kommt an verschiedenen Stellen des Nationalparks vor, man findet ihn fast immer als Einzelgänger. Meist ruht er am Tage und ist nur in der Morgen- und vor allen Dingen Abenddämmerung aktiv. Nur nachts kann man Springhasen antreffen, die mit ihren stark verlängerten Hinterbeinen und dem kräftigen Schwanz entfernt an Känguruhs erinnern, zumal sie auch gelegentlich nur mit den Hinterbeinen springen und dabei Sprungweiten von mehreren Metern erreichen können. Stachelschweine kommen im ganzen Nationalpark vor, sind aber praktisch niemals zu sehen. Gelegentlich findet man einzelne ihrer langen spitzen schwarz-weißen Stacheln, die sie verloren haben. Rohrratten sind in den Sumpfgebieten zu Hause, man hört sie meist rascheln und bekommt sie nur für einen kurzen Augenblick zu sehen, wenn sie von einem Gras- oder Riedbüschel ins andere flitzen. Erdferkel leben im ganzen Nationalpark, man kann das an ihren Bauten erkennen, die mit einem großen Eingangloch meist in verlassenen Termitenhügeln erbaut werden. Sie am Tage außerhalb ihres Baus zu sehen ist nur mit sehr viel Glück möglich. Dasselbe gilt im übrigen für das Steppenschuppentier, das ebenfalls hier vorkommt.

Löwe

Löwen gibt es im Tarangire-Nationalpark in recht großer Zahl. Sie sind in allen Teilen des Nationalparks anzutreffen. Sie leben in Rudeln von drei bis fünfzehn, gelegentlich mehr Exemplaren, die ihre Wohngebiete gegeneinander abgegrenzt haben, wenn sie sich auch durchaus überlappen können. Das nächtliche Brüllen dient unter anderem der Anzeige für Artgenossen, daß hier ein Rudel Löwen sein Wohngebiet errichtet hat. Die Löwinnen sind untereinander verwandt und bleiben zeitlebens als Kern eines Rudels zusammen. Ein bis drei Männchen beherrschen ein Rudel für eine unterschiedliche Zeit von wenigen Monaten bis zu einigen Jahren, ehe sie von vitaleren Löwen abgelöst werden. Solche alten Männchen führen ein Nomadendasein, wie das im übrigen auch einzelne Löwen ihr ganzes Leben lang zu tun pflegen. Fremde Weibchen finden so gut wie nie Anschluß an ein etabliertes Rudel, andererseits können einzelne Weibchen gelegentlich den Rudelverband verlassen, um ein Nomadendasein zu führen. Ein Rudel kann sich im übrigen beliebig aufsplintern und ein einzelner Löwe muß keineswegs ein Nomade sein. Es kommt vor, daß zu einem Rudel gehörige Löwen tagelang in dem Wohngebiet ihres Rudels allein leben. Jedesmal wenn sie Mitglieder ihres Rudels treffen, erfolgt eine rituell ablaufende freundlich aussehende Begrüßung. Zum Gebären wählt eine Löwin nach



Bei Silale kommen häufiger Löwen zur Tränke.

100 bis 115tägiger Tragzeit ein Versteck im Fels, Dornbusch oder dichtem Gestrüpp. Hier werden meist zwei bis drei, selten weniger oder mehr Junge zur Welt gebracht, die noch recht unfertig sind mit einem Gewicht von ein bis eineinhalb kg. Löwen haben in ihrer ersten Lebenswoche geschlossene Augen und sind anfangs sehr auf die Fürsorge der Mutter angewiesen. Dem Rudel werden sie bei Gelegenheit vorgestellt, wobei die Rudelmitglieder den Kleinen gegenüber sehr tolerant sind. Innerhalb eines Rudels können Junge bei allen gerade Milch gebenden Löwinnen saugen. Die Väter sind selbst beim Fressen gegen Jungtiere friedfertig, während sie weibliche Nahrungskonkurrenten am Reiß häufig sehr aggressiv behandeln, besonders wenn das geschlagene Beutetier klein ist. Die starken Schwankungen in der Dichte der Beutetiere, wovon später noch zu berichten sein wird, haben maßgeblichen Einfluß auf das Leben der Löwen. Während der Höhe der Trockenzeit haben die Löwen Beute im Überfluß, unmittelbar nach der Regenzeit wird für sie die Nahrung knapp. Damit hängen die Löwen als reine Fleischfresser vom Regen ab, der die Pflanzen wachsen läßt. Für den Besucher des Tarangire-Nationalparks bedeutet das, kurz nach der Regenzeit die Löwen wesentlich aktiver vorzufinden, weil sie sehr viel Zeit für die Jagd anwenden müssen, während auf der Höhe der Trockenzeit Löwen meist müde sind und schlafend vorgefunden werden.

Wegen ihrer langen geraden Hörner werden die Oryxantilopen auch Spießböcke genannt.



Eine andere Großkatze, der Leopard, kommt im Nationalpark vor, ist indes nicht gerade häufig zu sehen. Die Eilzugtouristen sind völlig auf ihr Glück angewiesen, wenn sie einen Leopard sehen wollen. Wer als Besucher mehr Zeit anwenden kann, hat bei systematischer Suche gute Aussichten. Leoparden kann man in Gegenden erwarten, die dem Gefleckten Bäume mit waagerechten Ästen bieten, auf denen er ruhen kann und auf die er seine Beute schleppen kann. Leoparden sind sehr selten weit entfernt vom Wasser, nach Möglichkeit wählen sie ihren Lebensraum dort, wo Beute in Form von Gazellen und kleinen Antilopen reichlich vorhanden sind. In Notzeiten verschmähen Leoparden auch kleinere Beutetiere nicht, wie Dikdiks, Nagetiere, Hasen, Hühnervögel. Selbst Frösche und Eidechsen nehmen sie als Nahrung an. Affen und Hundartige nehmen im Speisezettel einen bevorzugten Platz ein. Leoparden sind Einzelgänger, ihre Geselligkeit beschränkt sich auf das Zusammenleben von Mutter und Kindern. Männchen und Weibchen vergesellschaften sich nur für die kurze Dauer der Paarungszeit. Ähnlich wie die Löwen sind Leoparden sowohl Anschleich- als auch Lauerjäger, allerdings jagen Leoparden im Gegensatz zu ihren großen Vettern stets einzeln. Ihre Beute schleppen sie auf Bäume, wo sie diese meist in Astgabeln verkeilen. Dort ist sie vor den vielen Nahrungskonkurrenten am Boden und auch vor Geiern sicher. Löwen müssen demgegenüber ihre Beute ständig bewachen und verteidigen. Wegen seines Fells, das vielfache modische Verwendung findet, ist der Leopard in seinem gesamten Lebensraum einer sehr starken Verfolgung ausgesetzt. Nur durch außerordentlich scheue und vorsichtige Lebensweise

sowie durch eine gewisse Genügsamkeit bezüglich seiner Ernährung hat diese Großkatze bisher überleben können. Das vollständige Jagdverbot in Tansania ist ein überaus wichtiges Hilfsmittel, bedrohte Tierarten vor der Ausrottung durch den Menschen zu bewahren. Diese weitsichtige Politik kluger afrikanischer Politiker wird gewährleisten, daß auch unsere Enkel noch Leoparden in Afrika zu sehen bekommen werden. Über die Biologie des Leoparden ist bedauerlicherweise noch sehr wenig bekannt. Zusammenhängende wissenschaftliche Arbeiten, die für viele afrikanische Großtiere von Wissenschaftlern aus aller Welt zusammengetragen wurden, liegen über den Leopard noch nicht vor. Einerseits hängt das mit seiner schwindenden Kopfzahl zusammen, andererseits mit der außerordentlich großen Scheu. Es ist zu hoffen, daß durch Fortsetzung einer konsequenten Nationalpark-Politik, wie sie besonders in Tansania betrieben wird, die Gelegenheiten besser werden, Biologie und insbesondere Ökologie des Leoparden in Zukunft zu erforschen.

Gepard

Eine andere von der Ausrottung stark bedrohte gefleckte Katzenart, der Gepard, ist im Tarangire-Nationalpark zwar vertreten, jedoch nicht besonders häufig. Möglicherweise hängt das damit zusammen, daß seine typischen Beutetiere, die Gazellen oder andere Hornträger bis zu einem Gewicht von 30 bis 40 kg in unserem Gebiet nicht gerade zahlreich sind. Andere Huftierarten, deren Jungtiere geeignete Beute

für den Geparden darstellen, unternehmen große Wanderungen, bei denen sie für Monate den Nationalpark verlassen. Als relativ sehr ortstreue Tiere folgen die Geparden ihnen natürlich genau so wenig wie die beiden Großkatzen Löwe und Leopard. Geparden leben im allgemeinen einzeln, jedoch findet man gelegentlich mehrere, manchmal sogar zahlreiche Männchen vergesellschaftet. Häufiger sind Mütter mit ihren Jungen zu sehen. Die Wurfgröße ist unterschiedlich. Meist sind es zwei bis vier, gelegentlich nur eins und manchmal bis sechs oder sogar sieben Jungtiere.

Da Geparden nur ganz frisches, selbstgeschlagenes Fleisch anrühren, ist eine Gepardenmutter gezwungen, täglich auf Jagd zu gehen. Das Beutetier wird vor Beginn der Jagd ausgewählt und unbeirrt verfolgt, wobei Geparden ungewöhnlich spurtstarke Läufer sind, die eine Geschwindigkeit von weit über einhundert Stundenkilometer in wenigen Sekunden erreichen. Die Beute wird niedergerannt und erstickt, ohne daß man eine ständig wiederkehrende typische Tötungsmethode erkennen kann. Geparden können ihre Beute an Löwen, Leoparden, Hyänenhunde und Hyänen verlieren und müssen sie nicht selten gegen Schakale und Geier verteidigen.

Zu den katzenartigen Raubtieren gehören noch der Serval, der in verschiedenen Gegenden des Nationalparks vorkommt, der Karakal und die Falbkatze. Auf Servale trifft man, wenn man sich auf Safari Zeit läßt und im Buschland sorgfältig alle Büsche durchmustert. In der Gegend von Silale sind nicht selten Servale zu beobachten. Hat man das Glück, einen Serval auf der Jagd zu überraschen, so wird er diese nur selten unterbrechen. Die hochbeinigen, kurzschwänzigen Katzen mit den ausdrucksvollen Ohren sind Lauerjäger, die bevorzugt Kleinnager erbeuten. In einem etwas übertrieben wirkenden hohen Sprung schlägt der Serval zu, um sein Beutetier zu erhaschen. Nicht gerade jagende Servale sind scheu und entziehen sich meist sehr schnell den Blicken des Betrachters. Der Karakal oder Wüstenluchs, wie er auch genannt wird, ist meist dämmerungsaktiv und ihm zu begegnen gehört zu den Glücksfällen. Daß er im Tarangire-Nationalpark vorkommt, zeigen einem die Fußspuren. Die Begegnung mit einer Falbkatze gehört zu den großen Seltenheiten. Darüber hinaus pflegen diese grauen, wie unsere europäischen Wildkatzen aussehende Tiere, in wenigen kurzen Sprüngen Deckung zu suchen und sich dem Blick zu entziehen. Im hohen Gras, im Busch und hinter Felsbrocken finden diese tarnfarbigen Katzen schnell Deckung.

Tüpfelhyänen bekommt man nicht oft zu Gesicht, jedoch verraten ihre an- und abschwellenden lachenden, teilweise keckernden und jaulenden Rufreihen ihre Anwesenheit im Park. Sie sind hier scheuer als in anderen Parks in Nordtansania. Der Kundige findet ihren weißen Kot an verschiedenen Stellen des Parks. Über ihre ökologische Rolle in diesem Nationalpark ist noch wenig bekannt.

Die Streifenhyäne soll hier vorkommen, wahrscheinlich ist sie sehr selten. Zusätzlich entzieht sich dieses streng nachtaktive Tier der Beobachtung durch eine besonders scheue Lebensweise.

Durchaus nicht scheu dagegen ist gerade im Tarangire-Nationalpark der Löffelhund. Diese 35 bis 40 cm hohen zierlich wirkenden Tiere mit den sehr großen Ohren leben meist paarweise oder als Eltern mit ihren drei bis vier (seltener zwei bis sechs) Jungen. In den Morgen- und Abendstunden kann man sie mit Geduld in der Nähe ihrer unterirdischen Bauten gut beobachten. Wer sich ihnen behutsam nähert, findet die Tiere gar nicht besonders scheu. Ihre großen Ohren, die ihnen im Englischen den Namen des Feldermaus-Ohr-Fuchses (Bat-Eared-Fox) eingetragen haben, sind charakteri-



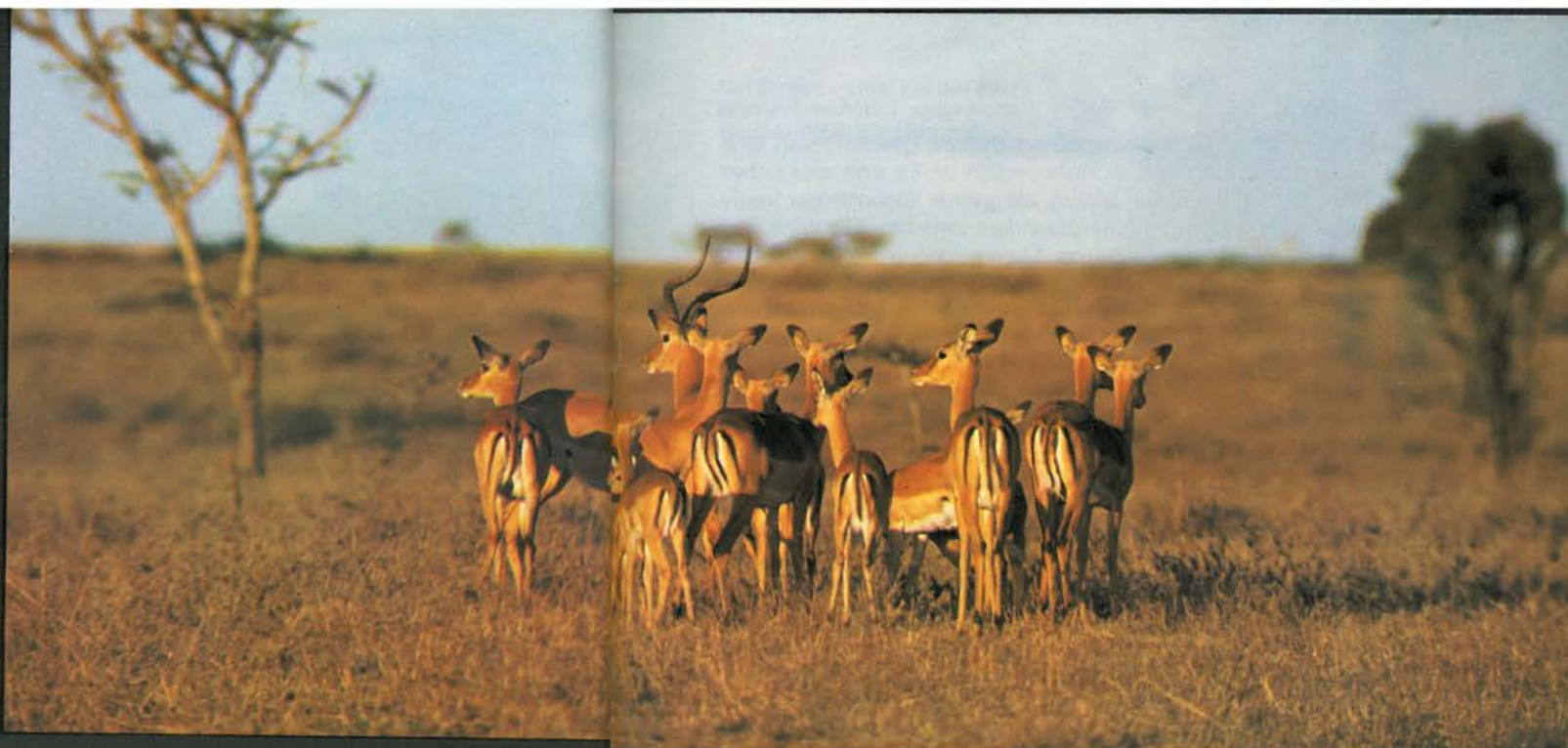
Die Geparden sind im Tarangire meist recht scheu, gleichwohl gibt es in den offenen Flächen eine ganze Anzahl dieser gefleckten schnellen Katzen.

stische körperliche Merkmale. Ihre Nahrung besteht aus Kleintieren, wie bodenbrütenden Vögeln, deren Eier, Kleinnagern, Würmern, Insekten, Skorpionen und Reptilien, einschließlich Schlangen.

Zur Hundefamilie gehörig sind die Hyänenhunde oder Afrikanischen Wildhunde. Die Art ist überall selten zu sehen. In Tarangire besteht aber eine gute Aussicht, noch einem Rudel mit 6 bis 25 Tieren zu begegnen. Jeder Hund ist anders gefärbt, aber jedes Tier hat eine weiße Schwanzspitze. Sehr interessant ist ihr Sozialleben. Sie sind aufeinander angewiesen. Die Afrikanischen Wildhunde jagen gemeinsam als Hetzjäger, die ihre Beute so lange – notfalls über Kilometer – in höchster Geschwindigkeit verfolgen, bis die Kräfte des ausersehenen Tieres nachlassen und die Hunde dann irgendwo zuschnappen, um das Tier in Windeseile zu zerreißen. Den am heimatlichen Bau gebliebenen Jungtieren und auch verletzten oder kranken Tieren würgen die Jäger ihren Mageninhalt vor. Dazu bedienen sich die Jungtiere und Daheimgebliebenen eines bestimmten Bettelrituals. Die alten Jäger kehren unter Umständen zur Beute zurück, um sich selbst den Magen zu füllen. Sie sind – ähnlich wie die Hyänen – beim Essen ausgesprochene Schlinger, während die Löwen langsame Esser sind.

Nach etwa siebzig tägiger Tragzeit werden in unterirdischen Höhlen bis zu 16 Junge geworfen. Auffällig ist, daß etwa doppelt so viele männliche Tiere geboren werden wie weibliche. Im Erwachsenenalter verändert sich das Geschlechterverhältnis noch

Ein Impala-Bock duldet in seiner Haremsherde kein anderes geschlechtsreifes Männchen.



viel weiter zugunsten der Überzahl von Männchen. Die Art ist von der Ausrottung bedroht. Dabei spielt sicher eine Rolle, daß der Mensch noch bis vor kurzem Hyänenhunde als „schädliche Räuber“ vernichtet hat, wo immer er sie sah. Wenn die Hyänenhunde nicht gerade Junge haben, nomadisieren sie weit umher, berühren daher immer wieder Landstriche, in denen sie auch heute noch verfolgt werden als Feinde der Haustiere. Sie kommen so auch in Gegenden, die ihnen nicht Großwild in ausreichender Zahl als Futter anbieten. Sicher wird es große Anstrengungen bedürfen, diese Art vor der Ausrottung zu bewahren. In diesem Zusammenhang sind großräumige Nationalparke – wie sie gerade in Tansania errichtet und erhalten werden – die wichtigsten Überlebensgarantien.

Unter den Marderartigen ist im Tarangire-Nationalpark noch am ehesten der Honigdachs zu sehen. Seine weiße Oberseite macht das Tier sehr auffällig, Honigdärsche sind furchtlos und fallen oft ohne ersichtlichen Grund auch größere Tiere an. Sie können den Menschen durchaus gefährlich werden, wenn man sie nicht ernst nimmt. Wo sie gestört werden, sind die Tiere meist nacht- oder dämmerungsaktiv. Sonst kann man sie auch am Tage beobachten. Der Streifeniltis, auch Zorilla genannt, ist trotz seiner auffälligen schwarz-weiß-gestreiften Erscheinung wegen seiner strengen Nachtaktivität am Tage nie zu beobachten. Ginsterkatze und Zibetkatze kommen vor, sind wahrscheinlich nicht einmal selten, jedoch überaus schwer zu beobachten, weil sie den Tag verschlafen und erst in der Dämmerung aktiv werden. Die wendigen Ginsterkatzen, die auch geschickte Kletterer sind, werden rund einen Meter lang,

wobei die Hälfte auf die Länge des geringelten Schwanzes fällt. Dabei sind die Tiere weniger als zwanzig Zentimeter hoch. Am Rande von dichten Baumbeständen, aber auch im dichten Buschland und nicht selten in Wassernähe sind sie oft zu Hause. Die Zibetkatze als die andere hier in Tarangire vorkommende Schleichkatze ist bedeutend höher, sie wirkt auch hochbeiniger mit einer Körperhöhe von 35 bis 40 cm. Die Tiere erreichen eine Länge von 120 bis 140 cm, wobei auf den Schwanz knapp ein halber Meter entfällt. Im Scheinwerferlicht auf nächtlichen Straßen kommen Ginster- und Zibetkatzen gelegentlich einmal zu Gesicht, im übrigen sind beide Arten Einzelgänger. Ihre Nahrung besteht aus Bodentieren, auch Insekten. Pflanzliche Nahrung wird ebenfalls angenommen.

Aus der Mangustenverwandschaft kommen einzeln lebende Sumpfichneumone in Wassernähe zu Gesicht, das Rotichneumon und das eigentliche Ichneumon sind ebenfalls vertreten. Alle drei haben eine dunkle und gelegentlich buschige Schwanzspitze. Meist kommen sie einzeln oder paarweise vor, das Rotichneumon ist der kleinste Vertreter, das Ichneumon ist heller als die Wassermanguste. Stets gesellig lebend ist die kennzeichnend benannte, auffällig quergestreifte Zebramanguste zu erwähnen. Eine andere Art, die fest in Familienverbänden von 6 bis 30 Tieren lebt, ist die Zwergmanguste. In verlassenen Termitenhügeln kann man beide Arten nicht selten antreffen. In der Dämmerung hat man Gelegenheit, der kennzeichnend benannten Weißschwanzmanguste zu begegnen. Es ist nicht Absicht dieser kleinen Schrift, tiefer gehende Einzelheiten über die Säugetiere vorzustellen. Es wird dazu eines der im Literaturverzeichnis angegebenen Bestimmungsbücher empfohlen.

Tarangires Vogelwelt ist vielfältig. Die verschiedenen Biotope gewährleisten eine Artenvielfalt, die bisher noch nicht voll in Checklisten erfaßt ist. Es sind aber sicher weit über dreihundert Arten anzutreffen. Der Strauß, als größter flugunfähiger Vogel der Welt, ist häufig. Man findet ihn in den Grenzbezirken zwischen Grasland und Baumsavanne. Der Hahn und seine Haupthenne führen über viele Monate ihre Jungen, wobei man gerade im Tarangire-Nationalpark dreißig bis vierzig Jungtiere beieinander zu sehen bekommt. Die Nebenhennen legen ihre Eier in das Nest und beteiligen sich weder am Brüten noch an der Aufzucht der Jungen. Strauße sind ausdauernde schnelle Läufer.

Im sumpfigen Bereich, in dem sich auch gelegentlich Wassertümpel bilden, sind Wasservögel aller Arten häufig zu beobachten. Der kleine flauschig aussehende Zwergtaucher schwimmt neben Pelikanen, die im Formation gemeinschaftlich im flachen Wasser Fische jagen und erbeuten. Zu bestimmten Jahreszeiten ist die Riedscharbe vorhanden. Die weißen Reiher sind einfach zu unterscheiden: Der größte ist der Silberreih, der Mittelreih hat einen gelben Schnabel, der Seidenreih gelbe Füße. Kuhreih sind die kleinsten und fast immer in größeren Flügen beieinander, oft in der Nähe von Großtieren, auf deren Rücken sie sich nicht selten niederlassen. Im Sumpf fällt der Rallenreih auf, der im Fluge überwiegend weiß, im Sitzen bräunlich getarnt gefärbt ist. Weit vom Wasser entfernt, aber gelegentlich auch an seinen Rändern sind Grau- und Schwarzhalsreih anzufinden. Überall bei ausreichendem Wasser- und Sumpfvorkommen ist der Goliathreih als größter afrikanischer Reiher zu sehen; der größte Storch im gleichen Lebensraum ist der leuchtend gefärbte Sattelstorch. Als Wintergast aus Europa kommt der Weißstorch vor, oft in großen Scharen, und zeitweilig ist er gar nicht vorhanden. Der innerhalb Afrikas umherziehende Abdim- oder Regenstorch ist unregelmäßig anzutreffen, einzelne Exemplare des Nimmersattstorches sind so gut wie immer zu beobachten.

An seinem riesigen Nest, natürlich auch der kennzeichnenden Form seines Kopfes kann man den Hammerkopf leicht bestimmen. Afrikalöffler und Heilige Ibis mit ihren nach unten gebogenen schwarzen Schnäbeln sind leicht einzuordnen, ein brauner, grün schillernder Ibisvogel ist der Hagedasch. Dieser lebt ebenso wie viele Entenarten an den Wasservorkommen. Die seltene Sporenans ist die größte Vertreterin ihrer Familie, die kleinen Pünktchenenten sind die kleinsten. Mit Hilfe eines Bestimmungsbuches und wenn man auf die Schnäbel, die Abzeichen am Kopf und an den Flügeln achtet, wird man gleich ein Dutzend Entenarten bestimmen können, wenn auch alle nicht in besonderer Häufigkeit erwartet werden dürfen.

Hochbeinig stolziert der Sekretär, meist paarweise, auf der Suche nach Reptilien oder großen Insekten durch das offene Grasland. Wie überall, wo viel Großwild vorkommt, sind auch hier alle ostafrikanischen Geierarten anzutreffen.

Weißrücken- und Sperbergeier sind häufig, der Schmutzgeier mit dem zierlichen Schnabel und dem weißen Gefieder und der auffällig gefärbte Wollkopfgeier sind selten. Von den zahlreich vorkommenden Greifen ist der Schreieseeadler mit seinem weit hallenden Ruf und seinem weißen Kopf in Wassernähe unschwer zu erkennen. An seinem charakteristischen Flug – er sieht so aus, als habe er keinen Schwanz – erkennt man den Gaukler. Beim Schopfadler wehen schopfförmige Federn am Hinterkopf, der Schakalbussard zeichnet sich durch einen rostroten Bürzel aus. Schmarotzermilane mit ihren gegabelten Schwänzen und sehr geschicktem Flug sind eben-

Bei Erregung und bei der Balz plustert sich der männliche Massai-Strauß kräftig auf.



In manchen Teilen des Tarangire-Nationalparks kommen beachtlich große Herden von jungen Straußen vor, die bis ins Erwachsenenalter meist von Hahn und Henne geführt werden.

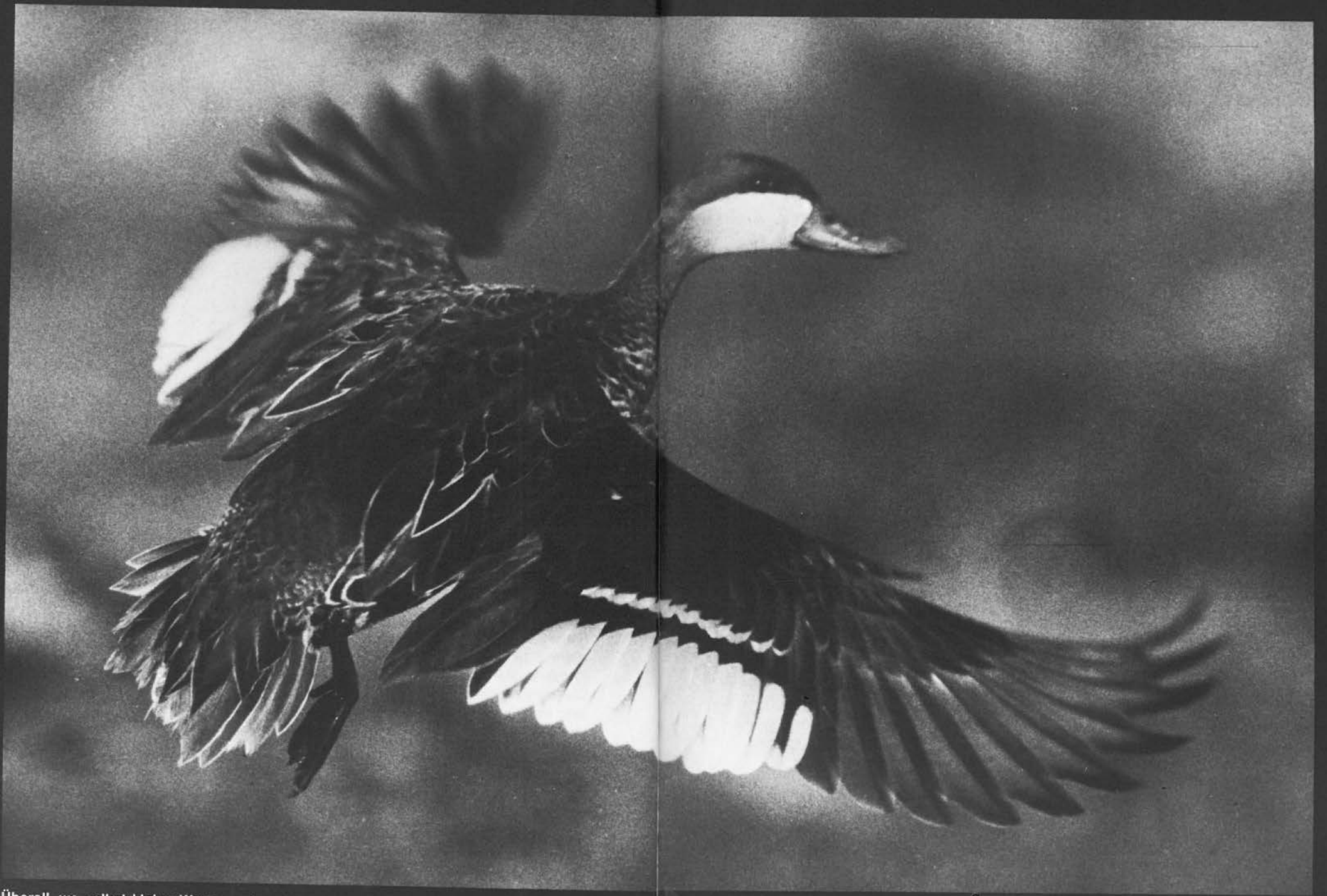


Die Hufe des ganz auf das Leben im Felsengestein spezialisierten Klippspringers haben – so sagt man – auf einem Golddollar Platz. Sie ermöglichen den Tieren sicheren Stand und kühne Sprünge, auch an glattesten Felswänden.

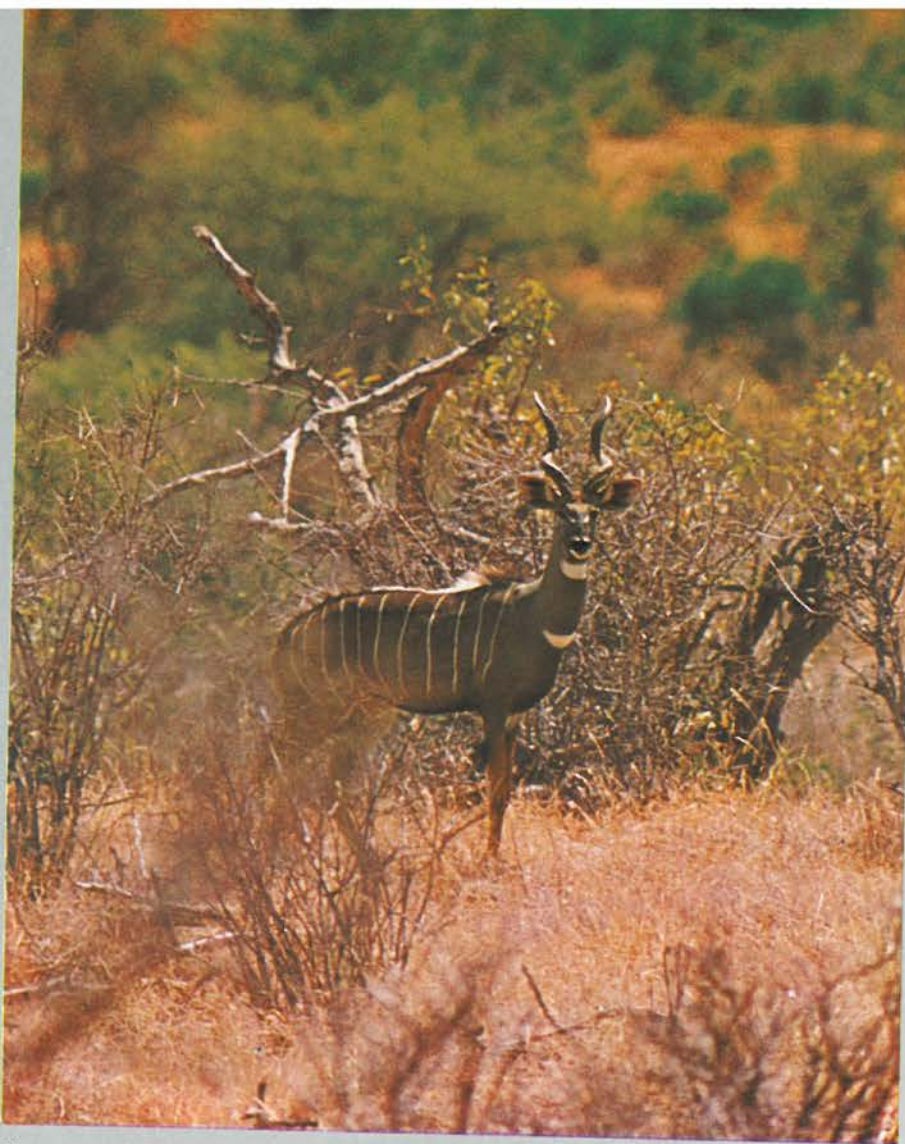


falls leicht zu erkennen. Häufig ist der Singhabicht, das Orange seines Schnabels und seiner Beine leuchtet, die Brust des taubengrauen, meist aufrecht sitzenden Vogels ist gesperbert. Die Erkennung der anderen Greife gelingt dem Unkundigen nur mit Hilfe eines Bestimmungsbuches. Hühnervögel sind vertreten durch mehrere Arten von Frankolinen, wobei Gelbkehl- und Rotkehlfrankolin durch ihre Namen ausreichend gekennzeichnet sind. Helmpferlhühner kommen in den offenen Baum- und in den Buschsavannen vor. Zeitweilig kann man die buntgefärbte kleine Harlekinwachtel in den Grassavannen sehen. In den Sumpfgebieten findet man nicht selten kleine schwarze Mohrenrallen. Purpurhuhn, Teichhuhn und Kammblesshuhn sind leicht voneinander zu unterscheiden. An seinen langen Zehen und daran, daß es auf Schlingpflanzen nach Insektennahrung sucht, erkennt man das Blaustirn-Blatthühnchen. Regenpfeifer sind an den Ufern des Burungi-Sees sehr häufig, einige Arten auch an anderen Wasservorkommen innerhalb des Parkes. Der kleine flinke Hirtenregenpfeifer mit dem weißen Halsband am Hinterhals ist nicht scheu. Der Dreibandregenpfeifer ist leicht zu erkennen. Für die Bestimmung der übrigen Regenpfeifer, von

denen einige Wintergäste aus Europa sind, ist ein Feldführer sehr nützlich. In Sumpfgebieten findet man den, an dies Habitat gebundenen Langzehenkiebitz. Sporn-, Waffen- und Kronenkiebitz, kommen in der ganzen Region vor. Säbelschnäbler und Stelzenläufer sind so gut wie immer anzutreffen. Im Uferbewuchs, auch an kleinen Wasservorkommen, muß man nach Goldschneppen und Bekassinen suchen, sie sind schwer zu entdecken. Probleme bei der Einordnung der verschiedenen Arten bereiten die Vögel aus der Gattung Tringa und die Verwandten. Der Flußläufer ist an seinem wippenden Schwanz leicht zu erkennen. Häufig ist der Kampfläufer, der Grünschenkel ist auch einigermaßen leicht von den anderen abzutrennen. Im übrigen braucht der mit diesen Arten weniger Vertraute ein Bestimmungsbuch, in dem die Zugvögel aus Europa auch in ihrem Winterkleid dargestellt sind. Am gebogenen Schnabel und an der Körpergröße ist der große Brachvogel leicht zu erkennen, aber er ist nicht besonders häufig zu sehen. Möven und Seeschwalben sind nur vereinzelt anzutreffen, die Graukopfmöve wirkt wie eine blasse Ausgabe der europäischen Lachmöve, Weißflügel-, Weißbart- und Trauerseeschwalben sind im Winter oft



Überall, wo selbst kleine Wasservorkommen anzutreffen sind, kann man mit der Rotschnabelente rechnen.



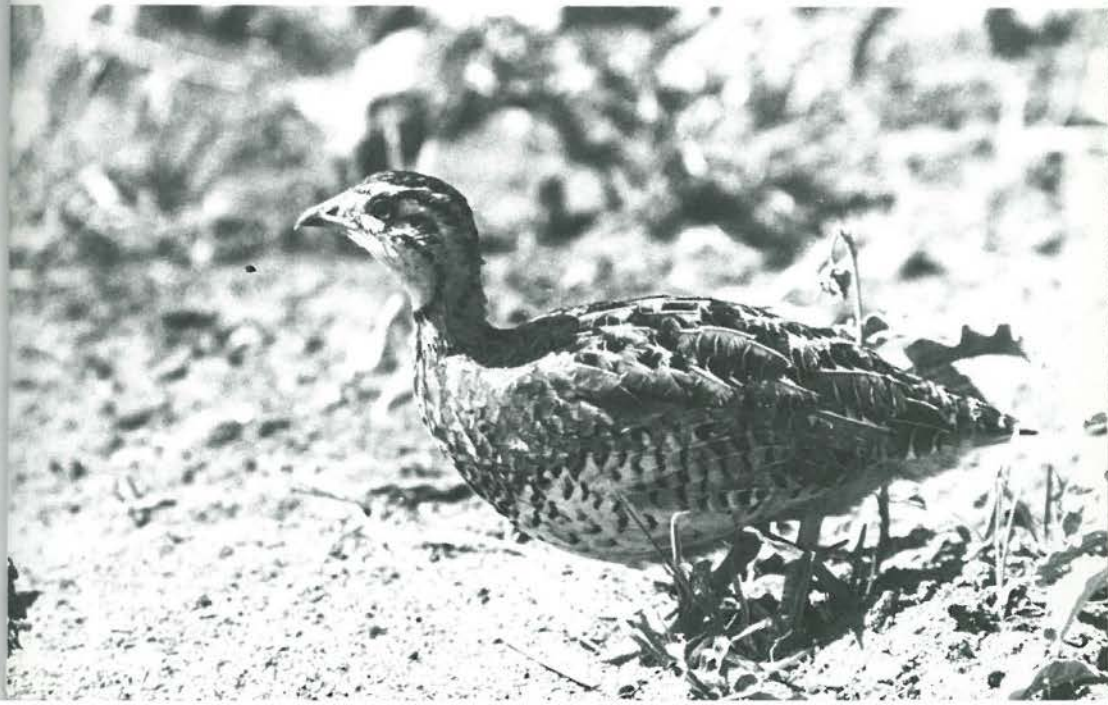
Elegant, scheu, gut getarnt: Der Kleine Kudu.

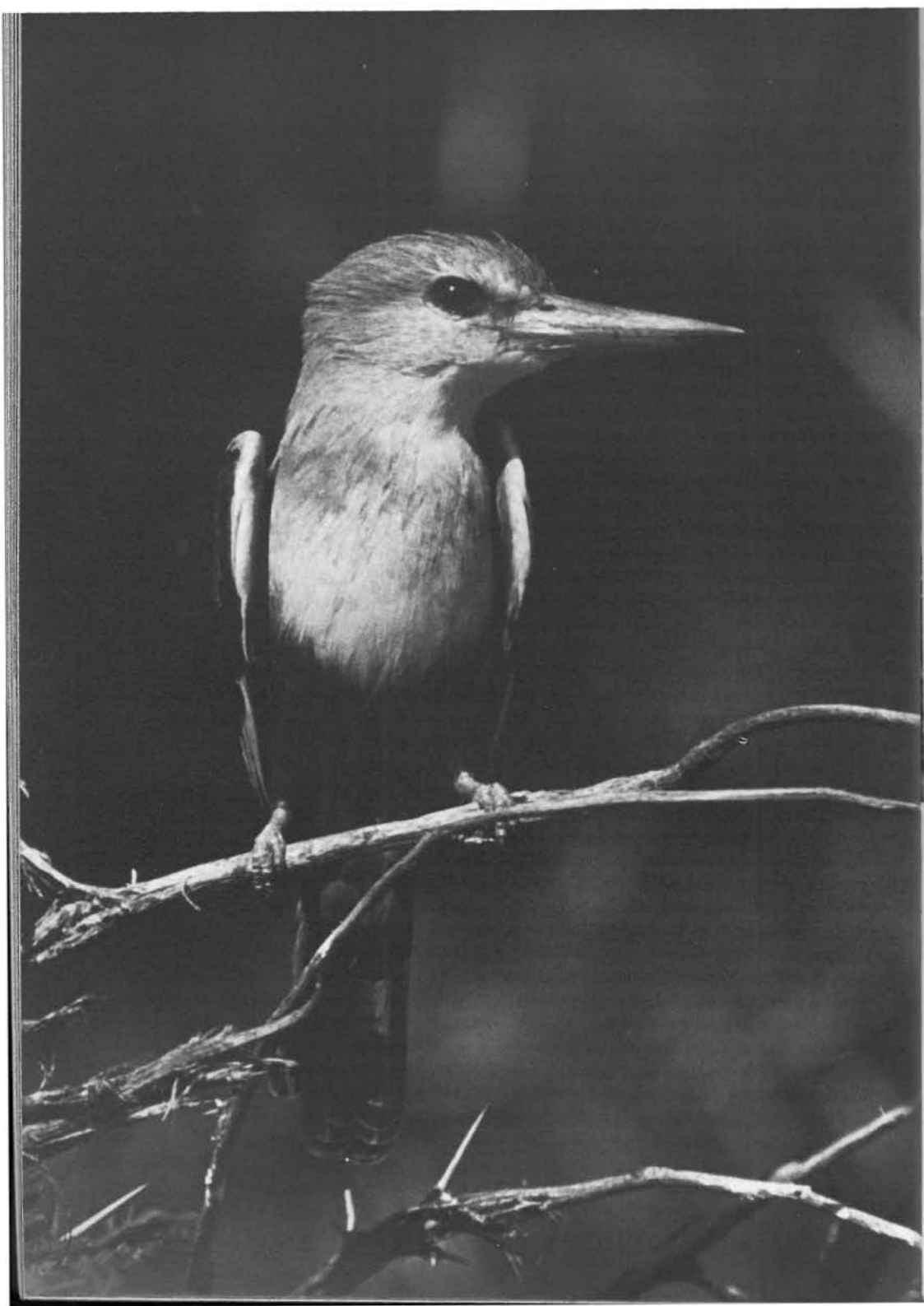
sogar für den Fachmann schwer zu unterscheiden. Brachschwalben mit ihrer charakteristischen Kehlzeichnung, sowie der Doppelbandrennvogel und der Temminckrennvogel kommen allen denen zu Gesicht, die gezielt nach ihnen suchen. Die einzige Kranichart, die überhaupt in unserem Gebiet vorkommt, ist der Grauhalskronenkranich. Die größte Trappe ist die Riesentrappe, die sich im Balzverhalten ungewöhnlich aufplustert. Die Weißbauchtrappe läßt sich leicht unterscheiden von der schwarzbauchigen Hartlaubtrappe und der ebenfalls schwarzbauchigen Rotschopftrappe, welche letztere besonders im sehr trockenen Buschgebiet vorkommt. Dort sind auch



Der Doppelbandrennvogel trippelt im Geschwindigkeitsschritt auf den ebenen Flächen durch das Gras.

Das Shelly Frankolin lebt in der Grassteppe und ist meist im Gras verborgen.





die Gelbkehlflughühner zu Hause, obwohl man diese besser sieht, wenn sie zur Tränke fliegen, von wo sie in besonderen Federpartien am Bauch Wasser in die Nester für ihre Jungen transportieren. Einsiedlerkuckuck, Häherkuckuck, Diederickkuckuck und Goldkuckuck kommen vor, sie sind meist schwer zu sehen, und wer sich ihre Lautäußerungen einmal eingeprägt hat, wird sie immer wieder erkennen. Ein nicht brutschmarotzender Kuckuck ist der Tiputip der meist auf niedrigen Büschen sitzt. An seinem rostrosten Schwanz sowie dem klaren Überaugenstreif ist er zu erkennen. Auch seine Lautäußerung, die sich anhört, als würde Wasser aus einer Flasche gegossen, ist sehr typisch. Unverkennbar sind die Spinte, unter denen vor allen Dingen der Zwergspinte wegen seiner geringen Größe und dem leuchtenden Grün und dem satten Gelb an der Kehle, sowie der Weißkehlspinte an der weißen Kehle leicht bestimmt werden können. Auch der europäische Bienenfresser ist als Wintergast zu sehen.

Aus der Eisvogelverwandtschaft sind als kleinste die Zwergspinte zu erwähnen, etwas größer, sonst sehr ähnlich ist der Haubenzwergfischer. Der Graukopffischer ist nicht so farbenprächtig wie seine Verwandten, jedoch am Rüttelflug über dem Wasser leicht zu identifizieren. Graukopf- und Senegalliest leben auch in trockeneren Gegenden, fern vom Wasser. Dort ist auch der Streifenliest zu Hause. Gabel- sowie Strichelracken sind sehr oft in der offenen Baumsteppe anzutreffen, als Wintergast auch die europäische Blauracke. Glück kann man auch haben und dem Zimtröller begegnen. Der Kaffernhornrabe, Gelbschnabel- und Rotschnabel-Tocko sind häufig, auch der Graue Tocko lebt hier. Ihre Namen sind kennzeichnend. Ziegenmelker kommen recht häufig in verschiedenen Arten vor, fliegend sieht man sie nur in der Abenddämmerung, am Tage ruhen sie hervorragend getarnt irgendwo auf dem nackten Boden. Eulen, von denen es mehrere Arten gibt – am auffälligsten ist der Milchuhu aber auch der kleine Perlkauz – wird man finden, wenn man ihre Ruhebäume mit Geduld, besonders in der Nähe des Stammes, absucht. Typische Afrikaner – die gesamte Ordnung ist auf Afrika beschränkt – sind die Mausvögel, von denen der Blauacken- und der Braunflügelmausvogel die häufigsten sind. In dichtem Gestrüpp turnen sie geschickt umher. Bartvögel in verschiedenen Arten findet man auf fruchttragenden Bäumen und Büschen. Viele haben ein außerordentlich farbenfreudiges Gefieder. Manche sind an dem kennzeichnenden Duettgesang leicht zu bestimmen. Die kleineren, im Englischen als Tinkerbirds bezeichneten Arten lenken die Aufmerksamkeit meist durch ihren monotonen Ruf auf sich.

Zwei oder an einigen Stellen drei Arten von Honiganzeigern leben im Park. Diese schlanken, sonst aber relativ unauffälligen Vögel erkennt man auch am besten an ihren Lautäußerungen. Mehrere Arten von Spechten wird man an totem Holz erwarten dürfen. Größe, Gefiederzeichnung und Abzeichen am Kopf sind die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale. Auf den ersten Blick schwierig auseinanderzuhalten sind die Segler, weil sie nur im Fluge vorüberflitzen. Der Palmsegler, der zeitweilig in großen Zahlen vorkommt, ist der einfarbig braungraue, der seltene Schuppensegler ist der größte Vertreter. Haussegler zeigen einen geradegestutzten Schwanz, der Kaffernsegler zeigt einen sehr tiefgegabelten Schwanz. Stelzen, Pieper und Lerchen bewohnen offene Flächen und die offene Baumsavanne. Achtet man auf ihre Farben, besonders an Kopf und Kehle, kann man sie mit Hilfe eines Bestimmungsbuches besonders leicht unterscheiden. Lärmende Drosseln, melodisch singende Graubül-

Beiderseits des gewunden durch den Nationalpark ziehenden Tarangire-Flusses kann man den wenig scheuen Graukopfliest beobachten.

büls, Fliegenschnäpper, Grasmücken und Feinsängerarten leben im Busch und in der Gegend um die Lodge herum. Drosselverwandte kommen reichlich vor, wie z. B. Erdschmätzer, Rüppell- und Steinschmätzer, auch als Wintergast der Steinrötel. Weißbrauen- und Kaprötel fallen durch ihren melodischen Gesang auf, sind höchstens für Bruchteile von Sekunden im Busch einmal zu sehen. Die Bestimmung der Zistensänger ist sehr kompliziert. Häufig ist die unterseits längsgestreifte Streifenschwalbe mit einer leuchtend braunroten Kappe. Einige andere Schwalben lassen sich mit einem geeigneten Feldführer ohne allzu große Schwierigkeiten bestimmen. Die vielen Würger unterscheidet man an den vielen Gesängen, der Elsterwürger ist schwarz-weiß, mit einem langen wehenden Schwanz. Der Cabanis-Würger ist dabei unterseits weiß, hat ebenfalls einen langen Schwanz. Flöten- und Schieferwürger sind klassische Duettsänger, die man akustisch gut unterscheiden kann. Meisen und Pirole leben in dichtem Buschwerk oder Baumkronen, die Rufe der letzteren, vor allen Dingen des Maskenpirols aber auch des Schwarzohrpirols sind einprägsam. Unser Gebiet ist Lebensraum für mehrere Starenarten, unter denen der Lappenstar im Brutgefieder, der Dreifarben glanzstar das ganze Jahr über einfach zu erkennen sind.

Um die Nektarvögel auseinanderzuhalten, muß man bei den Männchen auf die Verteilung von Rot und Gelb im Gefieder achten und unbedingt ein Bestimmungsbuch zu Rate ziehen. Das ist auch notwendig für die Unterscheidung der vielen Prachtfinken, Weber, Witwen und Sperlingsvögel, die im einzelnen nicht besprochen werden können. Die Perlhalsamadine hat man im Tarangire-Nationalpark zu sehen Gelegenheit, in den meisten anderen Parks und Reservaten ist sie nicht vertreten.

Die Absicht dieses kleinen Kapitels über die Vogelwelt ist es, das Interesse an den Gefiederten dieser Region zu wecken. Ersatz für ein Bestimmungsbuch können diese Ausführungen nicht sein. Wer den Tarangire-Nationalpark in den Monaten besucht, während der die Fülle der Großtiere ausgewandert ist, wird zwangsläufig den Vögeln mehr Interesse entgegenbringen, und dabei viel Ästhetisches und Interessantes entdecken können, wobei es dann mit Sicherheit nicht mehr ohne ein verlässliches Bestimmungsbuch geht.

Unter den Reptilien des Tarangire nimmt eine Art eine Sonderstellung ein. Das ist der Felsenpython, eine Riesenschlange. In der Gegend von Silale gibt es seit Jahren ein Gebiet, in dem man Felsenpython-Schlangen in allen Lebensaltern und Größen antreffen kann. Meist ruhen diese Tiere dort Tage und Wochen fast unbeweglich in den Kronen einiger, den Wildhütern genau bekannter Bäume. Nur alle paar Wochen gehen diese bis über fünf Meter lang werdenden Felsenpythons auf Beute aus, wobei sie alle Säugetiere als Nahrung verwerten, die sie überwältigen können. Sie töten ihre Beute durch Umschlingen und Erdrücken, im übrigen sind alle Riesenschlangen ungiftig. Wer den Tarangire-Nationalpark aufsucht, sollte unbedingt eine intensive Nachsuche in den bekannten Gebieten ihres Vorkommens einplanen. Nirgendwo in Afrika gibt es einen Platz, an dem man mit gleicher Sicherheit die großen, kräftigen, trägen Schlangen antrifft. Agamen und Mabujen (eidechsenartige Reptilien) sind in den trockenen Gebieten und in den Felsbereichen anzutreffen, in der Lodge leben verschiedene Arten von Geckos, die Zelte und andere Bauten von Insekten befreien. Krokodile kommen im Tarangire-Nationalpark nicht vor, Warane dagegen sind hier zu Hause. Frösche und Kröten verraten ihre Gegenwart durch abendliche Konzerte.



Der Schmarotzer-Milan ist in gewissem Sinne ein Kulturfolger, denn er ernährt sich gern von allerlei genießbaren Abfällen des Menschen. Er erbeutet alle Eßbare durch blitzschnellen Zugriff aus kühnem Sturzflug.

Probleme und Besonderheiten:

In diesem Kapitel soll von Verhältnissen die Rede sein, die zum Teil nur in diesem Nationalpark angetroffen werden, zum Teil aber auch allgemeine Probleme des Naturschutzes in Tansania berühren.

- Die Wanderung der Großtiere
- Der geringe Bekanntheitsgrad des Nationalparks
- Die Wilderei

Wer den Tarangire-Nationalpark auf der Höhe der Trockenzeit, etwa im September, aufsucht, wird überrascht sein von der großen Dichte an Großtieren. Wer – zur typischen Ost-Afrika-Reisezeit – um den Jahreswechsel herum nach Tarangire kommt, wird möglicherweise enttäuscht sein von der Tierarmut in diesem Nationalpark. Für diese sehr unterschiedliche Besetzung sind ökologische Faktoren verantwortlich. Vorallem Dingen die Regenfälle entscheiden über die Konzentration von wilden Tieren. Berühmt für die großen Tierwanderungen ist die Serengeti. Dort wandern die großen Herden vereinfacht ausgedrückt, dem Gras nach, von dem sie sich ernähren. (Vergleiche Band 3 „Serengeti“ dieser Serie).

Infolge der dortigen Wetterbedingungen durchwandern die Herden – wieder stark vereinfacht ausgedrückt – in einem großen Kreis über das ganze Jahr diese Gegend. Hier im Tarangire-Nationalpark herrscht ein völlig anderes Prinzip der Wanderung. Es sind andere Ursachen, die solche Wanderungen auslösen, und es sind auch viele Tierarten an diesen Wanderungen beteiligt. Während die Serengeti noch ein in sich einigermaßen geschlossenes Ökosystem darstellt, ist der Tarangire Nationalpark trotz seiner relativ großen Ausdehnung von 2600 qkm viel zu klein, um die Bedürfnisse der Tiere innerhalb seiner Grenzen voll zu befriedigen. Ja, eigentlich ist der Tarangire-Nationalpark nur das Rückzugsgebiet für Tiere während der Trockenheit, die im gesamten südlichen Massailand zu Hause sind. Gemeint ist die Massai-Steppe, die sich von der Grenze nach Tansania westlich des Kilimandjaro bis zum Westrande des ostafrikanischen Grabens erstreckt und nach Süden bis fast in die Gegend von Kondoia reicht. In diesem Gebiet, das in Bewuchs und Landschaftsform und auch was die klimatischen Bedingungen angeht, der Serengeti recht ähnlich ist, haben früher unverhältnismäßig viel mehr Tiere gelebt als jetzt. Der Rückgang dieser großen Tiermassen ist auf menschliche Aktivität zurückzuführen. Einerseits wurden die wilden Tiere als Nahrungskonkurrenten für die Haustiere angesehen, deshalb vertrieben und getötet. Andererseits benötigten die Menschen für sich und ihr Vieh eine Menge Wasser, das den Wildtieren entzogen wurde, indem etwa Flüsse angezapft wurden, so daß sie nicht mehr das ganze Land bewässern konnten. Es wurden auch andere Wasservorkommen so intensiv menschlich genutzt, daß die Wildtiere nicht mehr an die Wasservorräte gelangen konnten. Mehrere vom Meru-Berg in die Massai-Steppe fließende Flüsse wurden für landwirtschaftliche Zwecke weitgehend ausgebeutet. Nicht zu vernachlässigen ist die Einbuße der Großtiere durch die Jagd in der Nähe der europäischen Farmen um den Kilimandjaro und den Meru-Berg herum. Daß der Tarangire-Nationalpark letztlich nicht besiedelt wurde, liegt – wie weiter oben bereits ausgeführt – an dem Vorkommen der Tsetse-Fliegen. Mit zunehmendem Verschwinden der weit über die Massai-Ebene verstreuten ursprünglichen Wasservorkommen blieben wenige Gebiete übrig, die das ganze Jahr über den Ansprüchen der Wildtiere entsprechend genügend Wasser lieferten. Diese Konzentrationsgebiete

sind in der Karte auf Seite 32/33 aufgezeichnet. Diese Kartenskizze ist einer Arbeit von Lamprey entnommen, der auch die grundlegenden Forschungen über diese Wanderung veröffentlicht hat. Der Tarangire-Nationalpark schließt zwei der wichtigsten dieser ständig wasserführenden Gegenden ein. Diese beiden sind innerhalb des Massailandes bereits jetzt die wichtigsten, es ist durchaus zu fürchten, daß sie neben dem Manyara-Nationalpark die einzigen bleiben werden, wenn die Besiedlung fortschreitet. Leider ist der Zug der Großtiere zum Manyara-Nationalpark aus geographischen Gründen überaus ungünstig, wie im Band 5 dieser Reihe über den Manyara-Nationalpark ausgeführt ist. So betrachtet ist es eine ungewöhnlich kluge Entscheidung der Regierung von Tansania gewesen, den Tarangire-Bezirk zu einem Nationalpark zu erklären und damit die Grundlage für den Tierreichtum der Massai-Steppe zu sichern.

Interessant ist hier, daß den Lebensbedürfnissen der verschiedenen Arten entsprechend, diese durchaus nicht alle an den über zum Teil viele hundert Kilometer erfolgenden Wanderungen teilnehmen. Natürlich ist, daß anders als in der Serengeti die Wanderungen nicht im Kreis erfolgen, sondern auf Hin- und Rückwegen geschehen.

Innerhalb des Tarangire-Nationalparks muß man in Abhängigkeit von den Wanderungen nach Lamprey 5 Gruppen unterscheiden.

1. Die jahreszeitlich wandernden Tiere wie Steppenzebra, Weißbartgnu, Büffel, Elen-Antilope und Elefant.
2. Die ortstreuen Tiere, die sich während der Regenzeit teilweise zerstreuen, wie Warzenschwein, Dikdik, Ellipsenwasserbock und Schwarzes Nashorn.
3. Die ortstreuen Tiere, die sich während der Trockenzeit teilweise zerstreuen, das betrifft hier nur die Impalas.
4. Die ortstreuen Tiere, die sich unabhängig von Trocken- und Regenzeit überhaupt nur ganz wenig über das Gebiet verteilen. Dazu gehören die Giraffen, die Grantgazellen, die Kongonis und die Kleinen Kudus.
5. Schließlich gibt es noch die durchwandernden Herden, die eigentlich zur ersten Gruppe gehören, die aber nicht im Tarangire-Nationalpark haltmachen, sondern ihn nur durchwandern. Das sind vor allen Dingen Büffel, Zebras und Elefanten.

Die Wanderungen der ersten hier genannten Gruppe haben die größte ökologische Bedeutung. Dabei wandern nämlich ungefähr 75 Prozent aller Tiere aus dem Nationalpark in die Massai-Steppe. Alle haben das Bedürfnis, ständig zu trinken und sind während der Trockenzeit daher gezwungen, zu den das ganze Jahr über Wasser führenden Stellen zurückzukehren. Deshalb kommen diese Arten ab Juni zunehmend wieder in den Tarangire-Nationalpark zurück, um im August und September dort die höchsten Konzentrationen zu erreichen. Umgekehrt streben diese Arten unverzüglich aus dem Nationalpark heraus, sobald es außerhalb zu guten Regenfällen geführt hat. Sie zerstreuen sich so weit in das Massai-Land, wie die geeigneten Wasservorkommen das gestatten. Daß diese Wanderungen tatsächlich von den Regenfällen abhängig sind, stellte sich heraus, als erhebliche Schwankungen im monatlichen Regen eintraten und die Wanderung sofort darauf reagierte. Elefanten sind nicht ganz so abhängig von den Regenfällen wie die übrigen Tiere. Sie können – das wurde weiter oben schon angedeutet – selbst in ausgetrockneten Flußbetten nach Wasser graben und ihre Bedürfnisse so befriedigen.

Die Tiere der zweiten Gruppe, die sich also nur teilweise während der Regenzeit zerstreuen, haben offenbar nicht so starke Neigung wie die Arten der ersten Gruppe, die Konzentrationsgebiete möglichst zu verlassen. Zum Teil hängt mit den grundsätzlichen Lebensbedürfnissen der unterschiedlichen Arten zusammen. Gnus und Zebras sind ja eigentlich Charaktertiere der offenen Grassteppe, die nur in Teilen des Tarangire-Nationalparks vorkommen. Das Busch- und Waldland möglichst bald zu verlassen, ist daher ein verständliches Streben dieser Arten.

Warum die Dikdiks, die ja auch zu dieser Gruppe gehören, während der Regenzeit sich etwas zerstreuen, ist nicht bekannt. Sie sind weitgehend unabhängig vom Wasser, denn vermutlich trinken sie nie oder höchst selten. Möglicherweise erfolgen ihre geringen Wanderungen während der Regenzeit als Reaktion auf den unterschiedlichen Pflanzenbewuchs.

Ganz besonders interessant ist das Verhalten der Impalas, die gerade entgegengesetzt zur Wanderrichtung der übrigen Großtiere während der Trockenzeit aus dem Park herauswandern. Gewiß, Impalas können unter Umständen mehrere Wochen ohne Trinkwasser auskommen, sie können ihren Flüssigkeitsbedarf mit Tau decken und auch durch wasserhaltige pflanzliche Nahrung. Möglicherweise werden sie angezogen durch die Früchte der Schirmakazien, die auf der Höhe der Trockenzeit reif werden und herunterfallen und ein besonders begehrtes Futter für die Impalas sind, mit dem diese zugleich auch ihren Eiweißbedarf decken.

Die Arten aus der vierten Gruppe sind offenbar am wenigsten abhängig von Futterangebot, Tränken und anderen äußeren, klimatisch bedingten Verhältnissen verschiedener Art.

Daß schließlich einzelne Arten den Tarangire-Nationalpark nur durchwandern, ist angesichts der grundsätzlichen Neigung zu Wanderungen durchaus verständlich. Für die Raubtiere haben diese unterschiedlichen Tierkonzentrationen natürlich tiefgreifende Folgen. Schwankungen in der Dichte der Löwen sind ermittelt worden. In der Regenzeit und in den folgenden Monaten ist die Löwendichte nur halb so groß oder noch geringer wie auf der Höhe der Trockenzeit. Jedoch ist nicht anzunehmen, daß die Löwen so große Wanderungen unternehmen wie Zebra, Gnu und Büffel, ihre Hauptbeutetiere. Leoparden sind weitgehend seßhaft; ihre typischen Beutetiere unterliegen offenbar nicht den Schwankungen durch klimatische Verhältnisse. Schabrackenschakale, Tüpfelhyänen und Löffelhunde bleiben – so weit das bisher bekannt ist – ortstreu.

Die Forschungsergebnisse über die Wanderungen im Tarangire-Nationalpark zeigen, daß eine sehr innige Verflechtung zwischen Klima, Vegetation, Regen und den Tierarten besteht. Die verschiedenen Arten haben ganz unterschiedliche Möglichkeiten, auf diese äußeren Faktoren zu reagieren und es ist daher aus wissenschaftlichen Gründen nur sehr bedingt statthaft, in einem bestimmten Gebiet gewonnene Daten zur Biologie einer Tierart auf andere Gegenden zu übertragen. Zugleich zeigen die hier skizzierten Ergebnisse über die Wanderungen in der Massaisteppe, daß eine Fülle von feldbiologischen Problemen noch dringend ihrer Lösung harret. Da die unmittelbar praktische Nutzenanwendung solcher Grundlagenforschung für die Menschheit überhaupt noch nicht abzusehen ist, liegt unsere ganze Hoffnung darin, daß die afrikanischen Regierungen ihre bisherige Nationalparkpolitik konsequent fortsetzen mögen, denn fast nur noch in Afrika sind zusammenhängende Gebiete erhalten, in denen solche Forschung möglich ist.

Ein besonderes Problem des Tarangire-Nationalparks ist sein geringer Bekanntheitsgrad. In den Standardreiseprogrammen der Großveranstalter von Ostafrika-Safaris wurde der Tarangire-Nationalpark eigentlich immer nur hilfsweise in die Programme aufgenommen. Häufig diente die Lodge nur dazu, den Überlauf des Lake Manyara-Hotels aufzunehmen, wenn dieses besetzt war. Meist kamen dann die Touristen verspätet um die Zeit, die man für die Strecke von Manyara bis Tarangire braucht, hier an, hatten nur eine Übernachtung gebucht und mußten am nächsten Tag wieder fort. So haben nur sehr wenige Normaltouristen den Tarangire-Nationalpark in seiner ganzen Schönheit kennengelernt. Lediglich erfahrenere Besucher Ostafrikas kamen ganz gezielt in diesen Nationalpark, der insbesondere in den Monaten Juli, August, September und Oktober so außerordentlich viel an Tieren bietet, in der übrigen Zeit die prachtvolle Landschaft, die üppige Vegetation und eine Menge von unberührtem Afrika bereithält. Für die hier lebenden Tiere ist die Anzahl der Besucher gleichgültig. Für den Staat Tansania wären höhere Einkommen aus dem Tourismus natürlich sehr wünschenswert. Dem Tarangire-Nationalpark muß man eine sehr gute Zukunft voraussagen. Nachdem die Grenzen zwischen Kenia und Tansania für den bisher von Kenia aus gesteuerten Tourismus geschlossen sind und Tansania seine riesigen Naturschutzgebiete und Nationalparke in eigener Regie auch ökonomisch nutzt, wird dieser Nationalpark in Zukunft sicher immer mehr eingebunden werden in den Touristenstrom. Dabei ist natürlich ganz besonders günstig, daß der Tarangire-Nationalpark von Arusha aus schnell und auf guter Straße zu erreichen ist. Der Kilimandjaro International-Airport liegt in unmittelbarer Nähe und verbindet die berühmten Nationalparke in Nordtansania mit der übrigen Welt. Die Schließung der Grenzen für den durchgehenden Tourismus von Kenia nach Tansania ist viel kritisiert worden. Aus der Sicht des Naturschutzes und der Naturbewahrung muß dieser sorgfältig überlegte Schritt nur begrüßt werden. Denn bei den ungewöhnlich hohen Ausgaben, die die Regierung von Tansania für die Schaffung und Erhaltung der zahlreichen Nationalparke und Reservate aufzubringen hat, ist es nur legitim, zumindest einen Teil dieser Kosten mit Einnahmen aus dem Tourismus wieder zu decken. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung, daß Nationalparke und Reservate sich durch Eintrittsgelder und sonstige Einnahmen von allein tragen, sind die Nationalparke erhebliche Zuschußbetriebe. Nur wenige innerhalb ganz Afrikas unterhalten sich selbst oder werfen bescheidene Summen ab. Es muß die reichen Nationen dieser Erde beschämen, festzustellen, wie viel so ausgesprochen arme Länder, wie z. B. Tansania in die Naturerhaltung hineinstecken. Gerade weil die Rechnung nicht aufgeht, daß Reservate und Nationalparke Einkommensquellen darstellen, wird deutlich, daß die Aufrechterhaltung und sogar Neugründung von Nationalparks einer ganz anderen Motivation entspringt. Die Europäer und Menschen vieler anderer hochzivilisierten Länder müssen den Verstand bemühen, wenn es darum geht, Reste der heimatlichen Natur zu erhalten. Für die Afrikaner ist die Naturbewahrung ein wesentlich stärker emotionell gesteuertes Anliegen. Sie fühlen sich noch als vollgültige Mitglieder der Natur, was den europäischen Völkern verlorengegangen, bzw. durchaus nicht mehr selbstverständlich ist. Im behutsamen und konservativen Umgang mit der Natur können die europäischen Völker von den afrikanischen lernen.

Die einzigartige Harmonie der Natur, etwa im urig-wilden Tarangire-Nationalpark ist die geeignete Umgebung, über solche Zusammenhänge einmal nachzudenken. Die Stellung des Menschen als Teil der Natur und seine Abhängigkeit von allen

Gesetzen des Lebens ist in der Dornbuschsteppe leichter einzusehen als im vollklimatisierten Großraumbüro im vierzehnten Stock eines Hochhauses einer Industriestadt. Wenngleich eine Safari nach Afrika vordergründig und in erster Linie eine Entspannung und Erholung, ein Abenteuer mit einem Schuß Romantik ist, so darf nicht unterschätzt werden, daß das Erlebnis der unberührten Natur mit den unübersehbaren Beispielen für ökologische Zusammenhänge zu den nachhaltigsten Eindrücken gehört. Diese Überlegungen treffen vor allen Dingen zu für Gebiete wie Tarangire, in denen der Tourismus noch nicht so straff durchorganisiert und reglementiert ist wie in manchen berühmten Nationalparks der Erde. Darin liegt einer der Gründe, Tarangire einen größeren Bekanntheitsgrad und einen breiteren Strom von Touristen zu wünschen.

Der Süden des Tarangire-Nationalparks ist für den Tourismus noch weitgehend unerschlossen. Das ist eine große Chance für dieses Gebiet. Einerseits nämlich haben die Tiere dort ein Rückzugsgebiet, in dem sie ungestört sind und sich vermehren können. Andererseits besteht die Möglichkeit, den Nationalpark zu erweitern, wenn die Besucherzahlen das geboten erscheinen lassen.

Ein letztes großes Problem bietet der Tarangire-Nationalpark und das hat er mit vielen anderen afrikanischen Nationalparks gemeinsam: die Wilderei. Man muß dabei unterscheiden zwischen Wilderei für den Eigenbedarf und kommerzialisierter Wilderei. Für denjenigen Wilderer, der sich Fleisch schießt, um seinen Hunger zu stillen, der Honig sammelt, um ihn zu verzehren, mag man noch Verständnis haben. Dabei muß aufgeräumt werden mit der Vorstellung, die armen Afrikaner litten Hunger. In Tansania ist das gewiß nicht der Fall, der Staat ist zwar sehr arm, jedoch muß kein Tansanier hungern. Deshalb ist auch verständlich, wenn arrestierte Wilderer hart bestraft werden, auch wenn sie nur für den Eigenbedarf Fleisch erbeuten wollten. Für die Bestände der Tiere hat diese Form des Wilderns keine erhebliche Bedeutung. Im ganzen Tierreich gibt es keine Beispiele, daß ein Fleischfresser seine natürlichen Beutetiere ausgerottet hat, das würde sein eigenes Schicksal ja auch besiegeln. Wesentlich tiefgreifender sind die Auswirkungen des kommerzialisierten Wilderns. Das beginnt mit der Vermarktung von gewildertem Fleisch für die Ernährung und endet mit der Wilderei nach bestimmten Objekten, wie z. B. Elfenbein oder Hörnern der Nashörner. Diese Art von Wilderei ist heute organisiert und die Hintermänner, die mit diesen Produkten ein großes Geschäft machen, bleiben unerkannt. Sie schicken nur Dorfbewohner aus, um den blutigen und gefährlichen Teil dieses großen Geschäfts erledigen zu lassen. Verwendung finden aber alle möglichen Produkte, wie z. B. die Häute der gefleckten Katzen, Felle von allen möglichen Tieren, Häute von Krokodilen, selbst Krallen, Hörner und Zähne. Der wirksamste Weg, diese Form des Wilderns zu unterbinden, wäre ein strikter Konsumverzicht bei den Touristen und bei den Menschen in den reichen Nationen, die arglos manche Produkte tierischer Natur als Statussymbol oder wegen eines exotischen Reizes kaufen. Wenn das Tragen von Kleidungsstücken aus Leopardenfellen weltweit geächtet wird, wenn der Besitz von Gegenständen aus Elfenbein als Verbrechen gegen unsere klägliche Restnatur auf der Erde gebrandmarkt wird, hätten diese Machenschaften der Wilderer ein baldiges Ende. Ungeachtet dessen sollten die reichen Nationen Tansania unterstützen, im örtlichen Bereich alle Maßnahmen zur Wildererbekämpfung einsetzen zu können. Die Zoologische Gesellschaft Frankfurt von 1858 hat in den letzten Jahren zahlreiche Flugzeuge, Fahrzeuge, Sprechfunkgeräte und eine Fülle von anderen Ausrüstungsgegenständen für die Naturbewahrung, wozu auch jegliche Unterstützung zur Wil-

dererbekämpfung gehört, gestiftet. Auch andere Organisationen aus anderen Ländern haben in diesem Sinn wichtige Beiträge zur Erhaltung der Natur geleistet, die darüber hinaus den afrikanischen Nationen zeigen, daß die reichen Länder dieser Erde durchaus bereit sind, mit der Tat Hilfe zu leisten, wenn nationale Mittel nicht ausreichen.

Unterkünfte und Zufahrt

Sowohl von Arusha aus, als von den klassischen großen Nationalparks in Nord-Tansania ist der Tarangire-Nationalpark leicht zu erreichen. Von Arusha aus fährt man auf der asphaltierten Straße über Makuyuni hinaus bis zum Dorf Kwa kuchini. Von dort geht rechtwinklig nach Osten eine sehr gut ausgeschilderte, geschotterte Straße zum Haupteingang und Hauptquartier des Tarangire-Nationalparks. Es existiert hier nur eine Lodge. Diese besteht aus großen und komfortabel ausgestatteten Zweibett-Zelten. Speiseraum, Bar und Wirtschaftsräume sind fest gemauerte Gebäude. Die einzelnen Zelte sind überaus komfortabel mit normalen Hotelbetten und Nachttischen sowie elektrischem Licht. Jedem Zelt angeschlossen ist ein Waschzelt, in dem Waschschißel und Wasser, auf Anfrage jederzeit auch warmes Wasser zur Verfügung steht. Ferner gehört zu jedem Zelt eine eigene Dusche mit betoniertem Grund und Zeltwänden. Außerdem ist jedem Zelt eine Toilette angeschlossen. Unter einem Vordach ist eine Art Veranda mit bequemen Stühlen. Die Zelte stehen auf der Höhe eines Steilhanges, der die nördliche Begrenzung einer großen freien Fläche darstellt, in der man mit großer Regelmäßigkeit verschiedene Großtierarten vom Zelt aus zu sehen bekommt.

Küche und Bar bieten erlesene Speisen und Getränke von ausgezeichnetem afrikanischen Standard. Vor der Lodge, durch eine Steinbrüstung vom Abhang getrennt ist ein gepflasterter Sitzplatz, an dessen einer Ecke abends ein Feuer entzündet wird. Etwas abseits von der Lodge sind Unterkünfte für die Fahrer und Parkraum für die Fahrzeuge. Eine Tankstelle ist der Lodge angeschlossen, in sehr geringer Entfernung ist ein Luftlandestreifen, der auch zweimotorigen Maschinen Start und Landung gestattet. Der Lodge ist ein kleiner Laden angegliedert, in dem man die üblichen Safari-Utensilien von der Sonnenbrille bis zum Safari-Hut, vom Kleinbildfilm bis zur Zahnpasta kaufen kann. Natürlich gibt es auch alle möglichen Andenken. Am Eingangstor und in der Lodge sind in beschränktem Maß Karten, Check-Listen über die Vögel und ein in englisch geschriebener kleiner Führer erhältlich. Man kann bei Vorbestellung von Seiten der Lodge gestellte Fahrzeuge für Safaris mieten. Ortskundige Führer aus den Reihen der Ranger stehen zur Begleitung einer jeden Safari zur Verfügung. Ihre Inanspruchnahme ist all jenen zu empfehlen, die besondere Wünsche haben, spezielle Tiere oder Gegenden zu sehen. Die Hilfe eines Rangers im Falle einer Panne ist auch nicht zu unterschätzen und schließlich haben die Ranger hervorragende Kenntnisse über die Tier- und Pflanzenwelt, die sie allerdings nur in englischer Sprache zu vermitteln vermögen. Einige Fahrwege sind nur von vierradgetriebenen Fahrzeugen zu bewältigen, trotzdem gibt es Zeiten, in denen man auch mit einem Pkw oder einem VW-Kombi dort fahren kann, sofern einem ein Ranger das erlaubt und Führung und Verantwortung übernimmt.

Das nah am Haupteingang gelegene Hauptquartier vermittelt Campingplätze in verschiedenen Gegenden des Parkes, die aber tunlichst vorher gebucht sein müssen. Dort steht meist Holz zum Kochen zur Verfügung, an einigen Plätzen ist ein einfaches Toilettengebäude errichtet. Alle übrigen Utensilien müssen mitgebracht werden. Einige wichtige Entfernungen:

Tarangire—Arusha	113 km
Tarangire—Manyara-Nationalpark	73 km
Tarangire—Ngorongoro-Nationalpark	121 km
Tarangire—Seronera (Serengeti-Nationalpark)	273 km
Tarangire—Lobo (Serengeti-Nationalpark)	348 km
Tarangire—Dar-es-Salaam	1017 km
Tarangire—Dodoma	318 km
Tarangire—Iringa	577 km
Tarangire—Msembe (Ruaha-Nationalpark)	692 km

Eintrittspreise:

	Besucher Tansanias	Einwohner Tansanias
Erwachsene über 16 Jahre	Sh 5/—	Sh 30/—
Kinder von 3–16 Jahre	Sh 2/50	Sh 15/—
fester Campingplatz	Sh 10/—	Sh 30/—
besonderer Campingplatz nach Anweisung durch den Warden	Sh 20/—	Sh 40/—
	in Tansania	außerhalb Tansanias registriert
Fahrzeuge bis 2000 kg	Sh 10/—	Sh 60/—
Fahrzeuge über 2000 kg	Sh 60/—	Sh 120/—
Landeerlaubnis für Flugzeuge	Sh 30/—	
Kosten für offizielle Führer pro Safari	Sh 40/—	

Auswahl der Literatur

Allgemeine Reiseführer in Ost-Afrika

Baumhögger, D., J. Dargel, G. Führung, R. Hofmeier und M. Schleiß:	Reiseführer Ost-Afrika, Kenya und Tanzania, Verlag Deutsche Afrikagesellschaft e.V. Bonn 1973
Calber, O., M. Krämer und K. Eitner:	Afrikahandbuch Band 1 und 2, Übersee-Verlag Hamburg 36 1968
Der große Polyglott:	Ostafrika, Polyglott-Verlag München ISBN 3-439-600073-9
Hagen, H.:	Afrika Safari – aber wie? Landbuchverlag Hannover 1978 ISBN 3-7842-0192-x
Maas, H.:	Heia Foto-Safari, Dr. Diener-KG Verlag Neumünster 1968

Williams, J. G.:

Säugetiere und seltene Vögel in den Nationalparks Ost-Afrikas, übersetzt von Walburga Moeller unter der Mitarbeit von H. E. Wolter, Paul-Parey-Verlag, Hamburg und Berlin, 1973, ISBN 3 490 08918 9

Feldführer und Allgemeines zur Tierwelt Afrikas:

Dorst, J. und P. Dandelot:	Säugetiere Afrikas, übersetzt und bearbeitet von H. Bohlken und H. Reichstein Paul-Parey-Verlag, Hamburg und Berlin 1973 ISBN 33-490-01018-3
Grzimek, B.:	Grzimeks Tierleben, 13 Bände, Kindler München, Wien 1956
Haltenorth, T. und H. Diller:	Säugetiere Afrikas und Madagaskars, BLV München, Bern und Wien 1977
Haltenorth, T. und W. Trense:	Das Großwild der Erde und seine Trophäen, Bayerischer Landwirtschaftsverlag Bonn, München, Wien 1956
Williams, J. G.:	Die Vögel Ost- und Zentral-Afrikas, übersetzt und bearbeitet von H. Hagen unter Mitarbeit von H. E. Wolters, Paul-Parey- Verlag Hamburg und Berlin 1973, ISBN 3-490-09018-7

Geographie und Klima:

Höller, E. und D. Stanz:	Klimahandbuch Afrika Übersee-Verlag Hamburg 76 ohne Jahresangabe
Meyers, Kontinente und Meere Band 1 Afrika:	Bibliografisches Institut Mannheim/ Zürich 1968
Schiffers, H.:	Harms Erdkunde Band V Afrika Paul List Verlag München Frankfurt Berlin Hamburg Essen 1967

Bücher über die Tiere Ostafrikas:

Kruuk, H.:	The spotted Hyena University of Chicago-Press Chicago und London, 1972, ISBN 0-226-45507-6
Moss, Cynthia:	In freier Wildbahn Herder Freiburg 1977, ISBN 3-451-17962-8
Schaller, G. B.:	The Serengeti-Lion University of Chicago-Press, Chicago und London 1972 ISBN 0-226-45507-6
Schaller, G. B.:	Unter den Löwen der Serengeti Herder Verlag 1976
Walther, F.:	Mit Horn und Huf Paul-Parey-Verlag Berlin und Hamburg 1966
Walther, F.:	Verhaltender Gazellen, A. Ziemsen-Verlag, Wittenberg, Lutherstadt 1968

Bücher von allgemeinem Interesse über Afrika:

- Brown, L.: Knauers Kontinente in Farben – Afrika, ins Deutsche übersetzt von M. Auer, Verlag Droemer-Knaur-Nachf. München/Zürich 1966
- Grandjot, W.: Reiseführer durch das Pflanzenreich der Tropen K. Schröder Verlag, Leichlingen/Köln 1976, ISBN 3-87722-362-1
- Grzimek, B.: Grzimek unter Afrikas Tieren, Ullstein Berlin 1973
- Grzimek, B.: Serengeti darf nicht sterben, Ullstein Berlin 1963
- Hagen, H.: Karibuni Afrika, Landbuchverlag Hannover, 1976, ISBN 3-7842-0159-8
- Palmer, E.: Trees of Southern Africa Collins, London, Johannesburg 1977, ISBN 0-00-219339-6
- Willock, C.: Das Afrikanische Rift Valley Time-Life International 2. Aufl. 1975

Artikel aus Fachzeitschriften über Tarangire:

- Lamprey, H. F.: Ecological Separation of the large Mammal Species in the Tarangire Game Reserve, Tanganyika E. Afr. Wildl. J. 1, 63–92 (1963)
- derselbe: Estimation of the Large Mammals Density, Biomass and Energy Exchange in the Tarangire Game Reserve and the Masai Steppe in Tanganyika E. Afr. Wildl. J. 2, 1–46 (1964)
- Vesey-FitzGerald, D.: Browse production and Utilization in Tarangire National Park E. Afr. Wildl. J. 11, 291–305 (1973)

Klimatabelle Tarangire-Nationalpark

	Monat	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
Regenmenge pro Monat in mm	mittlere	50	75	210	220	40	5	3	6	8	11	15	25
	geringste	10	10	125	75	5	0	0	0	0	0	5	10
	höchste	75	115	280	110	70	10	8	12	14	18	19	40
Tage mit Regenfall		12	14	16	15	8	0	0	1	1	2	6	7
Stunden mit Sonnenschein		8	8	7	7	9	10	10	10	10	9	9	9
Durchschnittliche Tages-temperat. in °C	mindestens	18	17	17	17	17	15	14	15	16	17	18	19
	höchstens	27	26	27	28	28	30	30	31	32	31	30	29



„Zoologische Gesellschaft von 1858, Frankfurt am Main“ „Hilfe für die bedrohte Tierwelt“

Mit der Serengeti fing es an. War die Erkenntnis, daß für den Naturschutz in aller Welt mehr getan werden muß, schon in dem Jahrzehnt davor immer schneller gereift, so gab nach den Arbeiten von Bernhard Grzimek und seinem Sohn Michael dieser berühmt gewordene Nationalpark Ende der 50-er Jahre den letzten Anstoß, die Zielsetzungen des alteingesessenen Frankfurter Zoo-Förderervereins zu erweitern. Seitdem verwaltet die „Zoologische Gesellschaft von 1858, Frankfurt am Main“ auch das Konto „Hilfe für die bedrohte Tierwelt“ und ist zu einer anerkannten, überregionalen Naturschutzorganisation geworden. Erstreckten sich anfänglich die Hilfsmaßnahmen auf das östliche und mittlere Afrika, so sind sie heute weltweit.

Überall auf der Erde, und das in zunehmendem Maße, sind Tierarten, Tiergesellschaften und ganze Landschaften bedroht. Letztendlich richtet sich diese Bedrohung gegen diejenigen, die sie verursachten – uns selbst. Daher müssen sich alle Menschen in allen Ländern gleichermaßen um die Erhaltung der Natur und ihrer Geschöpfe bemühen. Natur- und Umweltschutz muß für einen jeden von uns ein kulturelles und moralisches Anliegen sein.

Die „Zoologische Gesellschaft von 1858, Frankfurt am Main“ ist bestrebt, im Rahmen ihrer Möglichkeiten und ihrer Mittel zu helfen, die entstandenen Schäden einzudämmen oder soweit wie möglich zu beseitigen.

Mit über 10 Millionen Mark konnten bisher Naturschutzmaßnahmen in vielen Ländern Südasien, Afrikas, Südamerikas und Europas durchgeführt oder unterstützt werden. Das klingt viel, ist jedoch im Hinblick auf das Notwendige viel zu gering. „Die Naturverhunsung arbeitet ‚en gros‘, der Naturschutz ‚en detail‘“ (Hermann Löns, 1811).

Falls Sie unsere Sorge ebenfalls teilen und es Ihnen wichtig erscheint, daß auch die nächste Generation auf dieser Erde noch eine lebenswerte Umwelt und zumindest Reste von biologisch intakten Landschaften vorfindet, bitten wir Sie, uns mit Spenden auf das Konto „Hilfe für die bedrohte Tierwelt“ zu unterstützen oder Mitglied unserer Gesellschaft zu werden. Unsere bedrohte Natur, in der auch Sie und Ihre Kinder leben müssen, braucht dringend Hilfe. Die Genugtuung, daß Sie sich hieran beteiligt haben, ist allerdings das einzige, was wir Ihnen bieten können.

Zoologische Gesellschaft von 1858
Alfred-Brehm-Platz 16
6000 Frankfurt am Main 1

„Hilfe für die bedrohte Tierwelt“
Postscheckkonto Nr. 47–601
Postscheckamt Frankfurt am Main

Keine Nationalparke

In gleicher Ausstattung:



Band 1

Horst Hagen
Nationalpark Amboseli
48 Seiten, DM 14,80
ISBN 3-921427-35-5
VVA-Nr.: 26200035



Band 2

Fritz Pölking
Nationalpark Galapagos
80 Seiten, DM 19,80
ISBN 3-921427-40-1
VVA-Nr.: 26200040



Band 3

Horst Hagen
Nationalpark Serengeti
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-45-2
VVA-Nr.: 26200045



Band 4

Horst Hagen
Schutzgebiet Ngorongoro
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-71-1
VVA-Nr.: 26200071



Band 5

Horst Hagen
Nationalpark Lake Manyara
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-86-X
VVA-Nr.: 26200086



Band 6

Hans Bibeliether
Nationalpark Bayerischer Wald
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-12-6
VVA-Nr.: 26200012



Band 7

Hans-Heinrich Reinsch
Spitzbergen
64 Seiten, DM 16,80
ISBN 3-921427-07-X
VVA-Nr.: 26200007



Band 8

Horst Hagen
Nationalpark Ruaha
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-87-8
VVA-Nr.: 26200087



Band 9

Bernd Leisler
Neusiedler See
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-91-6
VVA-Nr.: 26200091



Band 10

Willi und Ursula Dolder
Der Schweizerische Nationalpark
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-96-7
VVA-Nr.: 26200096



Band 11

Horst Hagen
Nationalpark Tarangire
64 Seiten, DM 12,80
ISBN 3-921427-92-4
VVA-Nr.: 26200092

Fordern Sie bitte unser Gesamtverzeichnis lieferbarer Bücher an

KILDA-VERLAG · D-4402 Greven 1

Natur · Fotografie · Vogelkunde